

:CHARTOPHYLAX:

Jaroslav Schipow

20 Artikel · 29.10.2026

Inhalt

Das Bächlein	4
Die Unüberwindliche und Legendäre	7
Der weibliche Charakterzug	10
Die Königliche	14
Priestermönch Sewastjan	17
Licht	20
Schneefall	23
Haferkekse	24
Die westliche Peripherie	28
Der Schuldner	33
Eine Arbeitseinheit	41
Etwas nicht Wiedergutzumachendes	44
Die einzige Sorge	48
Als ich aus Berlin zurückkehrte	50
Nächtliche Intendanten	53
Das große Kriegsgeheimnis	56
Die sich nach den Himmeln sehnen	61
Von den Höhen der großen Wissenschaften	64
Die ersten nach dem Krieg	71
Die Leiter	74

Jaroslaw Alexejewitsch Schipow, geb. 1947, Absolvent des Moskauer Maxim-Gorki-Literaturinstituts, Schriftsteller und bis zu seiner Weihe ins geistliche Amt begeisterter Jäger, Kenner der russischen Steppen, der Tundra und Taiga, ist Autor einer Vielzahl von Erzählungen und Geschichten über den Alltag und das kirchliche Gemeindeleben einfacher russischer Menschen in der Provinz. Der Großteil seines Schaffens ist in deutscher Sprache bei Edition Hagia Sophia erschienen.

Das Bächlein

20.09.2019 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

In früherer Jugend war Vater Timofej als Drucker tätig: Gedruckt hat er die großen Tageszeitungen des Landes. Eines Tages wurde oben, unter der Decke der Rotationsdruckhalle, ein neues Transparent angebracht: „Wir erhöhen unsere Produktion um 3 Prozent!“. Und zwar zu Ehren des Jahrestages der Sozialistischen Revolution. Timofej erkundigte sich beim Werksleiter, wie man denn die Produktion um drei Prozent erhöhen könne, wo doch die Auflage der Zeitung streng limitiert sei und eine jegliche Papierverschwendung zu Disziplinarstrafen und Lohnabzug führte. Der Werksleiter winkte nur ab: Lass mich damit in Ruhe, meinte er.

Eine Woche später kam eine neue Losung hinzu: „Erhöhung um 4 Prozent!“, und das aus Anlass entweder eines Parteitages oder eines Gewerkschaftskongresses. Timofej fragte wieder nach, und wieder bekam er die gleiche Abfuhr.

Der dritte Aufruf, der im Zusammenhang mit dem Jubiläum des Verbandes der Jugend erschien, führte bei dem jungen Mann endgültig zu Befremdung: Es kamen nämlich noch weitere drei Prozent hinzu, und in Summe ging es jetzt um ganze zehn Prozent. Er war ganz durcheinander: Wohin sollte man die Tonnen an überzähligen Zeitungen entsorgen?

Ihm wurde erklärt, dass es nichts zu entsorgen geben würde, keine einzige überzählige Zeitung würde gedruckt werden, aber es gelte, die „Anregungen von Oben“ zu unterstützen: Kaum versieht man sich's, gewinnt man damit im „sozialistischen Wettbewerb“ und bekommt einen Wimpel als Auszeichnung. Reine Heuchelei und Pharisäertum also. Was, nach Meinung von Vater Timofej, mit der Zeit auch zum Zerfall des sozialistischen Vaterlandes geführt hat. Der junge Drucker allerdings wollte die damals allgemein gängige Politesse nicht begreifen.

Später, als er bereits am Priesterseminar studierte, machte er sich mit der Lebensbeschreibung des Rostower Metropoliten Arsenij bekannt; dieser war aufgrund seiner wagemutigen Auftritte gegenüber der Zarin Jekaterina bekannt, welche die Klöster des Landes ausplünderte. Er mochte diesen ungewöhnlichen Vladyka sofort. Nebenbei bemerkt fand sich für Timofej auch eine solche Jekaterina – Katka – und sie war die Komsomol-Sekretärin der Druckerei, und sie berief eines Tages eine Versammlung ein.

Katka, die Schriftsetzerin, hatte vor, Parteimitglied zu werden. Dafür hatte sie alle Voraussetzungen: Sie war eine Frau, war aus der Arbeiterklasse, war Mitglied im Komsomol – insofern war das der direkte Weg in die Partei, ohne, dass sich dabei irgendwelche Schwierigkeiten abzeichneten. Aber sie strebte nach etwas Erhabenem, nach etwas Großem, sie wollte Errungenschaften ideologischer Art erzielen. Also nahm sie sich Timofej vor. Er sei ja ein anständiger Mensch gewesen – hatte einen Tourismus-Club organisiert, Jugendliche auf Wanderungen geführt, ein Musikorchester geleitet, welches alle möglichen Festivitäten begleitete, und spielte dazu selbst noch leidlich gut Akkordeon, besonders Lieder aus Kriegszeiten – und auf einmal übt er an alledem Verrat. Sie bezichtigte ihn, stellte ihn von ihrer Tribüne herab bloß, und all ihr Reden hatte ganz großen Stil: Die ganze Zeit ging es um Moral und Ideale; er aber saß in einer der Reihen im Publikum und hörte sich all das an. Dann rief sie ihn direkt dazu auf, sich zu erheben, und fragte laut:

„Bist du denn allen Ernstes gegen die Linie des Zentralkomitees unserer Organisation?“

Der Jüngling zuckte mit den Schultern:

„Aber was soll ich machen, wo doch diese Linie der reinste Unsinn ist?“

„Das reicht, gib sofort deinen Komsomol-Mitgliedsausweis ab!“

Diesen Mitgliedsausweis hatte Timofej nicht bei sich, also schwieg er und wusste nicht, was nun zu tun sei.

„Gib ihn sofort ab!“, kreischte Katka noch einmal, und ihre Augen glänzten siegesgewiss.

Auf einmal ertönte es inmitten der eingetretenen Stille aus den Tiefen des Saals:

„Warst du es etwa, die ihm diesen Mitgliedsausweis besorgt hat?“

Alle Anwesenden wandten sich um: An der Eingangstür stand eine Gruppe verschmierter Druckereiarbeiter, die das Alter von Komsomolzen augenscheinlich längst hinter sich gelassen hatten. Die Versammlung war öffentlich, und sie waren dazugekommen, um ihrem Kameraden Rückendeckung zu geben. Die einzige Frau in dieser Truppe war es auch, die der Komsomol-Sekretärin so Paroli geboten hatte.

Katka hielt dagegen und fragte: „Wieso fragst du, hast du ihm den etwa besorgt?“

Das war ihrerseits sehr unvorsichtig: wie bekannt sein dürfte, ist die russische Sprache unendlich freigebig, was Doppeldeutigkeiten anbelangt.

Die Druckereiarbeiterin konterte nämlich wieder: „Und du? Ihm besorgt?“

Der Saal wurde regelrecht erschüttert. Das war kein Gelächter mehr, das war ein Geheul. Sooft und sobald die Menge zur Ruhe kam, hielt es jemand in der einen oder anderen Ecke nicht aus, und man hörte immer und immer wieder wörtliche Zitate der Fragen und Gegenfragen der beiden Druckereiarbeiterinnen, so dass der Saal darüber wieder von einem Tosen erfasst wurde. Timofej stand mittendrin, drehte sich mal zu der einen, mal zu der anderen um, und wartete geduldig ab, wie die Sache ausgehen würde. Die Leute, die inzwischen vor Lachen all ihre Tränen vergossen hatten, gingen bald auseinander.

Mit Katka ist wohl genau das passiert, was einem Heerführer widerfährt, der seine Krieger zum letzten Gefecht ruft, den Säbel in Richtung des Feindes schwingend auf weißem Pferd voranreitet und urplötzlich plump in den Dreck fällt.

Und obwohl die Versammlung in eine eitle Belustigung ausgeartet war, vermerkte man im Protokoll eine „einhellige Verurteilung“, und die Angelegenheit wurde dem Kreiskomitee überantwortet.

Wenige Tage später allerdings – es war gerade, als Timofej Schicht hatte – erschien auf den Titelseiten aller Zeitungen die Meldung, dass der Vorsitzende genau dieses Zentralkomitees, mit dessen Linie Timofej nicht einverstanden war, seines Amtes enthoben wurde. Die Drucker klopfen ihm auf die Schultern, Katka versuchte sich einzukratzen und flüsterte: „Ich wusste ja nicht, dass du da oben deine Leute hast und das schon vorab wusstest; hättest mich ruhig vorwarnen können, dass ich mich nicht so blamiere.“ Aber Timofej hatte gar keine Beziehungen

„nach oben“. Überhaupt wurde er in einem Kinderheim großgezogen ...

Der Verlagsdirektor lud Timofej in sein Kabinett ein; gerade war der Freund des Direktors, ein Kosmonaut, zu Besuch. Diesem berichtete er über Timofejs Prinzipientreue, und der Kosmonaut – schon ein wenig durch Cognac vorgewärmt – hieß das gut:

„Genau solche Leute braucht es in der Partei – sie sind wie klare Bächlein, die sich in einen trüben Strom ergießen. Ich wäre auf der Stelle bereit, ihm eine Empfehlung zu geben.“

„Ein schwächliches Rinnsal wäre ich“, seufzte Timofej. Er bat darum, gehen zu dürfen – seine Arbeit wartete.

„Auf deine Gesundheit!“, sagte der Kosmonaut und hob sein Glas.

Seit diesen Zeiten suchte Timofej unentwegt und beharrlich, dem Wesen des Seins näherzukommen, um ganz ohne Falsch leben zu können.

So ist er schließlich auch zu Vater Timofej geworden.

Die Unüberwindliche und Legendäre

16.08.2019 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Nachts schneite es, und die MG-Schützen sagten, als sie die Pilotenkanzel erklommen:

„Der Schnee ist eigens zu Ihrem Besuch gefallen: Von oben sieht man im Neuschnee jetzt nicht nur die Spuren von Menschen, sondern jede, die man will – selbst die von Hasen.“

Etwas später, bereits an Bord des Hubschraubers, redete der dürre Oberst auf mich ein – versuchte dabei, das Geheul der Turbinen zu übertönen – und meinte, er habe die Taufe bisher immer wieder verschoben, darauf gewartet, bis er „reif ist und es einsieht“, und hier auf einmal habe er verstanden, dass es damit eilt und sie unverzüglich stattfinden müsse.

Unverzüglich ging es aber nicht: Wir – das ist ein Pulk aus Militärs und Zivilen – standen im Frachtraum eines Mi-6-Transporthubschraubers und hielten uns aneinander fest, wenn das Vehikel in eine Kurve ging.

Unter uns glitt das Vorgebirge mit seinen verlassenen Stellungen dahin: Auf jeder Anhöhe sah man ein MG-Nest, zu dem Kommunikationswege führten. Etwas später sah man Batterien aus eingegrabenen Haubitzen und Selbstfahrlafetten, und schließlich wies der Oberst nach unten und brüllte:

„Urus-Martan!“

Wir landeten am Ortsrand, bei einem alten Garten. Einige der Passagiere verließen den Hubschrauber, die übrigen flogen weiter.

„Meine Frau hat mir so oft gesagt: Lass dich taufen, lass dich taufen!“, knüpfte der Oberst an das zuvor Gesagte an. „Wir haben ja auch eine Kirche in der Nachbarschaft. Ich habe das aber immer irgendwie ... beispielsweise sagte sie mir: ›Du hast doch beispielsweise auch der Heimat einen Eid geleistet?.. Das Volk kleidet und nährt dich, und du erfüllst ihm gegenüber deine Soldatenpflicht. Die Taufe‹, meinte sie, ›ist ein Eid auf Treue zu Gott. Ab diesem Moment wirst du nicht einfach nur ein Krieger, sondern ein Krieger Christi sein‹ ...“

„Sie haben eine weise Frau.“

„Sie ist ansonsten eine ganz gewöhnliche Frau, was aber den Glauben betrifft, ja, da weiß sie ganz genau, was Sache ist.“

Wir hatten den gleichen Weg, aber er hatte es eilig und lief voran. Ich ging am mit Panzerfahrzeugen zugeparkten Garten entlang und wurde plötzlich angerufen:

„Vater, wie hat es dich denn hierher verschlagen?“

Die Sonne war inzwischen über die Berge gestiegen und blendete mich, so dass ich die Gesichter der Soldaten, die hoch oben auf den Panzern saßen, nicht erkennen konnte.

„Es gab eine Mitfahrgelegenheit“, sagte ich, „und so hat es mich hierher verschlagen.“

Ich schirmte meine Augen mit der Hand ab und ging ein wenig zur Seite, um die Männer betrachten zu können: Es waren zwei, einer vielleicht fünfunddreißig Jahre alt, der andere war

überhaupt noch ein Junge.

„Vater“, sagte der ältere der beiden. „Hast du vielleicht eine Minute Zeit?.. Was ich nämlich sagen wollte: Hier wird einem ziemlich schnell alles klar.“

Er knöpfte seinen Kragen auf und zeigte sein Taufkreuz, das mitsamt der Erkennungsmarke um seinen Hals hing.

Der Junge tat es ihm gleich.

„Und noch etwas, Vater“, ergänzte der Ältere und holte eine vierfach gefaltete Seite aus einem Schreibheft aus seiner Innentasche. „Das hier ist meine kugelsichere Weste.“

Er faltete das Papier auseinander: „Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt ...“ – es war der neunzigste Psalm. Ich gab einem jeden der beiden ein Gebetsbuch, ein kleines im harten Einband.

„Genau, was wir brauchen“, sagte der Ältere. „Es passt in die Tasche und knickt dabei nicht. Aber wir haben nichts, was wir dir schenken könnten.“

„Doch, ich habe was.“ Der Jüngere griff auch in seine Innentasche und reichte mir ein Ärmelband der Luftlandetruppen.

„Das hatte ich mir eigentlich für die Entlassung aus dem Wehrdienst aufbewahrt“, sagte der Ältere achtungsvoll; „Ich wollte nach Hause kommen, wie es sich gehört: in voller Parademontur ... Na, schreibe doch noch etwas drauf, zur Erinnerung für den Batjuschka ...“

Als der Jüngere nun etwas mit dem Kuli auf das Ärmelband kritzelte, sagte der Ältere mir mit gedämpfter Stimme:

„Ich bin ja Fahrer und Soldat auf Zeit, er aber ist MG-Schütze und Wehrpflichtiger ... mir geht es nur darum, ihn heil durchzubringen und seiner Mama zurückzubringen.“

Zur Erinnerung schrieben sie mir: „SAB“ – Selbständiges Aufklärungsbataillon – und die Nummer dieses Bataillons ...

Später taufte ich in einem Zelt drei Soldaten, den Oberst, der eine weise Frau hatte, und einen weiteren Oberst, über dessen Frau – wie auch über ihn selbst – mir nichts bekannt war.

Währenddessen begann auf unserem Stellungsabschnitt geschäftiges Treiben: Die Geschütze und Raketenbatterien donnerten los, und unweit der Zelte landeten immerfort Hubschrauber, füllten ihren Munitionsvorrat auf und hoben wieder ab, um irgendwo zu bombardieren und zu beschießen ...

Als wir im Verlauf der Taufe um das Taufbecken schritten – es handelte sich dabei um ein einfaches Becken, das man direkt neben einem Kanonenofen aufgestellt hatte – trat plötzlich vollkommene Stille ein: „Alle, die ihr in Christus hinein getauft wurdet, habt Christus angezogen, Halleluja“ – das Singen fiel plötzlich wunderbar leicht ... ›Wie wundersam‹, dachte ich bei mir. ›Selbst die Kanonen schweigen.‹ – Das schwere MG gab zwar ab und zu eine Garbe ab, aber das diente wahrscheinlich einzig dazu, dass ich aufgrund des wundersamen Schweigens der Artillerie nicht plötzlich in Verblendung – anders gesagt: in geistlichen Selbstbetrug – verfalle.

Da flog der Hauptmann samt seiner Maschinenpistole herein:

„Müssen wir noch lange auf euch warten?“

Es hatte den Anschein, als bedürfe er dringend dieser getauften Krieger.

„Wir können für sie einspringen“, sagte einer der Taufpaten – auch er war ein Soldat.

Der Hauptmann schien erst in diesem Moment zu begreifen, was hier vor sich ging:

„Lasst gut sein, bleibt hier“, sagte er und verließ das Zelt.

Er wartete draußen vor dem Zelt auf uns und sagte: „Jetzt sind bei mir alle getauft.“ Ließ seine Leute antreten, und sie begaben sich in Richtung der Berge.

Es begann zu dämmern und damit wurde es Zeit für die Rückkehr.

Unterwegs wurde ich von einem gepanzerten Mannschaftstransporter eingeholt, der neben mir hielt.

„Batjuschka, Sie haben nicht zufällig ein kleines Kreuz dabei?“ – oben auf dem Panzer saß ein lustiger Jüngling.

„Was ist es denn, was dich so belustigt?“

„Na, wir haben einen Verwundeten ins Lazarett gebracht ... er hat viel Blut verloren, seine Körpertemperatur ging schon gegen null. Der Doktor fragte ihn: ›Und, was ist mit dir?‹ – Dieser aber antwortete: ›Fasse ich mir an die Stirn, bin ich wohl eine Leiche, fühle ich aber den Puls, so scheine ich zu leben. Ich verstehe gar nichts mehr.‹ Wir haben fast die Trage fallen lassen ...“

„Hat der Verwundete nun überlebt?“

„Klar, was soll ihm schon passieren? Da, schau, kommt eine ›Kuh‹ geflogen – also ein Mi-6. Wollten Sie da mitfliegen?“

Ich nickte und überreichte ihm eine kleine Tüte mit geweihten Taufkreuzen.

„Verteile die an die Jungs, die welche brauchen ...“

„Dafür sehr großen Dank, Sie aber sollten sich beeilen, denn die Piloten mögen es nicht, des Nachts zu fliegen ... Welchen Eindruck haben Sie überhaupt von hier?“

„Ach, ich habe seit meiner Kindheit und für mein ganzes Leben nur den einen Eindruck: die ›Unüberwindliche und Legendäre¹ ...“

„Jaaa ...“, machte der Lustige lang und nachdenklich. „Überwinden kann man uns vermutlich nicht ... Aber verraten, das ginge ...“

Der Hubschrauber flog ohne Innenbeleuchtung, ohne Bordlichter, und verschmolz mit der Dunkelheit der Nacht.

1. Titel eines Lieds über die Rote Armee, Text O. Kolytschew, Musik A. Aleksandrow; 1943. – Verm. d. Ü. ←

Der weibliche Charakterzug

19.06.2019 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Wir verbrachten ganze Tage auf Motorbooten auf der Suche nach Fisch, und trafen uns nur zum Mittag- und Abendessen. Meist waren sie etwas zu spät, aber nur dezent, ganz, ganz wenig.

Als erster betrat das Familienoberhaupt den Speiseraum: Ein stämmiger, betagter Mann. Ihm folgte seine Ehefrau, die, ganz im Einvernehmen mit ihm, von kleinem Wuchs, rüstig und ebenso silbrig-ergraut war. Hinter ihnen kamen: der Schwager, die Tochter, die Freundin der Tochter und schließlich der Ehemann der Freundin. Alle nacheinander wünschten mir einen guten Appetit und nahmen mit angemessener Haltung Platz. Die Alten aßen, ohne die Blicke zu heben, schweigend und konzentriert. Sie gebrauchten die Gabeln und die Löffel mit einem derartig einmütigen Einvernehmen, dass sie den letzten Schluck Tee gleichzeitig nahmen. Nachdem sie sich die Lippen mit einer Serviette abgetupft hatten, erhoben sie sich, wünschten den Verbleibenden einen guten Appetit oder eine gute Nacht und begaben sich in ihre Kajüte.

Beim Schwager klingelte unentwegt das Telefon, und es begann ein höchst interessantes Gespräch über die Feinheiten der Aufführung der Klavierstücke von Hummel, Frank, Hérold, Field und noch irgendwelcher weiterer Komponisten, von denen ich noch nie zuvor auch nur das Geringste gehört hatte.

Der Schwager versuchte die richtige Nuance zu bekommen, indem er einzelne Tonsätze vorsang und diese mehrmals wiederholte. Es hatte den Anschein, als sei er Pädagoge an einer renommierten Lehranstalt. Der dritte Mann war still, schweigsam und unauffällig. Dafür aber quasselten die Freundinnen ohne Unterlass.

Aus ihren Gesprächen konnte ich schließen, dass sich die Gesellschaft, wohl mit Ausnahme des Musikers, vom Leben in irgendeiner gesperrten Stadt her kannten. Vor einigen Jahren war der Vater – ganz offensichtlich eine angesehene Person – mit seiner Familie nach Moskau umgezogen, wo seine Tochter heiratete. Die Freundin verblieb am früheren Ort, und ihr Angetrauter beschäftigte sich dort auf irgendeine Weise mit Computern. Und hier waren sie zusammengekommen, um im Wolgadelta auf einem kleinen Motorboot, das aus einem Fahrgastschiff umgebaut worden war, Urlaub zu machen: Jetzt gab es auf dem Boot nämlich Kajüten. Die frischgebackene Moskauerin war unermüdlich dabei, sich nach gemeinsamen Bekannten zu erkundigen:

„Und wie geht es Tanja Romanowa?“

„Gut. Ihr Mann macht irgendwas mit Computern, und sie haben zwei Kinder.“

„Und Mila Dewjatkina?“

„Bei der kehrt so ein betagtes Mannsbild ein ...“

„Ist es ein fester Freund?“

„Kann ich dir nicht sagen. Also, die Katja Suchotskaja hat da Probleme: Mal der eine, mal der andere, und dann wieder ein dritter – alles sinnlos, sie hat einfach kein Glück. Dabei ist sie doch ein schönes Frauenzimmer ...“

„Ist sie nicht fülliger geworden?“

„Noch hält sie ihre Form – Größe sechsundvierzig.“

Diese Art von Gesprächen lief ohne Ausnahme zu jeder der Mahlzeiten: „Und Ninka?.. Und Lariska?.. Und Rajka?..“.

Mitunter sahen sie sich bei den gemeinsamen Erinnerungen einem erhöhten Schwierigkeitsgrad ausgesetzt:

„Und kannst du dich an die erinnern: Bis zur siebenten Klasse war sie bei uns, und dann ist sie an eine andere Schule gewechselt? Ich habe vergessen, wie die hieß ...“

„Meinst du die, welche in der ersten Klasse eine hellblaue Schleife trug?“

„Nicht hellblau, sondern türkis.“

„Na gut, türkis, so mit großen Karos, ja?.. Ljubascha Tichonowa. Dem Familiennamen des Mannes nach nun Penkowa. Sie sind inzwischen geschieden – er trank unheimlich viel. Nun zieht sie allein einen Sohnemann groß.“

Einmal ging die Ehefrau des Musikers daran zu erzählen, wie sie nach Österreich gereist sind, um dort verschiedene bemerkenswerte Interpreten zu erleben.

„Littest du nicht unter Nostalgie?“, interessierte sich die Freundin.

Und da klinkte sich erstmals der Familienvater in das Gespräch ein:

„Nostalgie, meine Damen, ist ein männlicher Charakterzug“, sagte er, ohne seinen Blick von der Fischfrikadelle zu heben.

„Und was ist dann unserer?“, fragte die Tochter kindlich kokett.

„Eurer ist – heiraten.“

„Ist das alles?“

„Heiraten, heiraten und heiraten, ansonsten seid ihr wie herrenlose Hündchen.“

„Und Kinder kriegen?“, schaltete sich die Freundin hinzu.

„Das ist eine gute Sache, aber zuerst – heiraten.“

„Manche Frauen behaupten, dass es ihnen auch ohne Ehemänner ganz gut geht“, fuhr die Freundin fort.

„Sie lügen oder sie sind nicht gesund.“

Seine Frau reagierte in keiner Weise auf das, was vor sich ging – sie zuckte nicht einmal mit einer Braue. Nachdem sie das Abendessen gewohnt im selben Augenblick abgeschlossen hatten, wünschten sie allen eine gute Nacht und gingen, ohne die Blicke zu heben, von dannen.

Der Kapitän des Motorschiffs war mein alter Freund – ich kannte ihn schon, als er noch jung war, als er ein Tragflügelboot steuerte. Ich fragte ihn nach dieser Gesellschaft.

„Der Vater ist Akademiemitglied“, sagte der Kapitän, „im Bereich der nuklearen Wissenschaften.“

Der fährt schon seit vielen Jahren in diese Gegenden hier – unsere Männer kennen ihn. Sie sagen, dass er früher nur auf der Breschnew-Basis Quartier bezog und zusammen mit dem Wachmann geangelt hat, nun aber braucht niemand mehr diese Wissenschaftler.“

„Und warum“, fragte ich, „ist er denn so verschlossen, und seine Frau schweigt überhaupt vollkommen?“

„Die alte Garde – sie sind das Leben in Geheimhaltung gewohnt. Was mich betrifft, ist es eine wunderbare Gesellschaft: Sie betrinken sich nicht, machen keinen Unsinn, springen nicht vom Schiff ins Wasser ... Ich habe dir doch versprochen, dass es anständige Leute sind!.. Was die Angelei angeht, das ist klar, da sind sie nicht alle ... Der akademische Vater, ist klar, der ist Profi. Seine Frau angelt nicht, ist aber immer an seiner Seite: Er hat Zipperlein ohne Ende, und sie ist Ärztin und hat unablässig ein Auge auf ihn. Kaum missfällt ihr etwas, steckt sie ihm sofort irgendeine Tablette zu oder verpasst ihm eine Spritze. Und wenn es ihm gelingt, etwas zu fangen, dann freut sie sich wie ein Kind. Fünfzig Jahre zusammen, kannst du dir das vorstellen? Er macht die Weiber rund, dass es nur so raucht, aber sie – nie im Leben, er erhebt nicht einmal seine Stimme gegen sie. Das Schwiegersöhnchen ist ein passabler Angler, ist mit Begeisterung dabei, obwohl er ständig mit seinem Telefon nervt. Die Tochter kann das auch – der Vater hat sie von Kindheit an darauf angespitzt. Und das dritte Paar ist zu gar nichts zu gebrauchen. Der Mann ist einmal mitgekommen – es hat ihm nicht gefallen, und nun sitzt er ständig am Computer. Seine Frau schimpft schon: Ihr geht dieser Computer auch zu Hause schon gegen den Strich, sie möchte angeln. Willst du sie vielleicht mal mitnehmen?.. Sie haben irgendeine Spinnangel dabei – soll sie die einwerfen. Und sie kann dir den Blinker auf die Sehne fädeln – du kannst doch bestimmt nicht mehr so gut sehen. Da könntet ihr morgen in der Frühe angeln; wir würden die Boote festmachen und so fünf Kilometer flussabwärts fahren – irgendwo muss es doch Stör geben.“

Die bis zum Ende der Woche verbleibenden Tage war die Frau mit mir unterwegs. Der Fisch, den sie herausholte – ganz egal, ob's ein kleiner oder ein großer war – versetzte sie jedes Mal in eine derartige Begeisterung, wie ich sie meinen langen Lebtage noch nicht gesehen habe. Mitunter legte ich sogar die Angelrute beiseite, denn es ist weit interessanter, den Ausbruch solcher bedeutender Gefühle zu beobachten, als Rapfen und Barsche aus dem Wasser zu ziehen. Einmal ließ sie sogar, als würde sie mit sich selbst reden, folgendes fallen:

„Eigentlich hat der Alte recht: Für uns ist es das wichtigste zu heiraten, es ist fast schon einerlei, wen genau.“

Sie schwieg kurz und ergänzte:

„Ich habe schnell geheiratet und leide nun darunter: Wir sind einander vollkommen fremd. Aber zwei Kinder, so muss man sich eben bis zum Tod damit herumquälen.“

Mir schien es, dass die Ehe ihrer Freundin harmonischer wäre, und das sagte ich ihr auch.

„Ach, was sagen Sie da“, winkte sie ab. „Der Mann ist vollkommen in die klassische Musik vernarrt, und sie kann Klassik auf den Tod nicht ausstehen – gib ihr Jazz und Rock ... Aber die erste Zeit ging sie mit ihm, um ihm zu gefallen, auf Konzerte, auch wenn sie das eigentlich zum Kotzen fand. Und so heirateten sie. Und zum Kotzen findet sie es immer noch, obwohl sie keine Konzerte mehr besucht.“

„Und die Eltern?“, fragte ich.

„Das ist was anderes. Ich kenne sie ja nun seit der Kindheit, und sie sind ein Leben lang ein Herz und eine Seele. Obwohl sie beide einen schwierigen Charakter haben. Es hat sich in den Menschen inzwischen etwas geändert. Ich habe das mal nachgefragt, und der Alte antwortete mir, dass es gar nicht so viel sei, das sich verändert hat. ›Früher‹, so sagte er, ›sang man: ‚In meiner kalten Erdhütte ist mir warm durch meine brennende Liebe‘, und nun singt man: ‚durch deine‘, und das ist auch schon der ganze Unterschied‹.“

Als die Angeltour vorüber war, brachte das Motorschiff uns in die urbane Realität zurück. Nach dem Check-in warteten wir auf das Boarding. Der Musiker stand am Fenster, ließ nicht von seinem Telefon und sumnte hin und wieder Bruchstücke von Melodien. Schöner Melodien, das heißt also, welcher aus dem neunzehnten Jahrhundert. Oder aus dem achtzehnten. Der Computerfachmann saß mit dem Notebook auf seinem Schoß und blickte angestrengt auf den Bildschirm. Die Eltern waren wie üblich beieinander und hielten ihre nachdenklichen Blicke gesenkt. Und die Freundinnen schwatzten und schwatzten, und man hörte nur: „Ist’s ein fester?.. Geschieden?.. Treffen sie sich oft?..“.

Die Königliche

19.02.2018 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Jelena Pawlowna gehörte zu einem inzwischen verdorrten Zweig einer alten Adelsfamilie. Sie war ausgenommen schön, und obwohl ihre Erscheinung mit den Jahren natürlichen Veränderungen unterworfen war, war diese Schönheit keinen Augenblick von ihr gewichen. In den Zeiten ihrer Kindheit sagte man von ihr folglich „Märchenprinzessin“, in ihrer Jugend „bezauberndes Fräulein“, im reifen Alter bezeichnete man sie als „umwerfende Frau“ und im fortgeschrittenen Alter als wunderschöne Oma. Abgesehen von der Schönheit allerdings, die den russischen Frauen zum Glück noch nicht abhandengekommen ist und die jeden, der seinen Gesichtssinn noch nicht vollkommen verloren hat, erfreuen kann, besaß Jelena Pawlowna noch eine weitaus seltenere Eigenschaft – eine einzigartige Eigenschaft, kann man sagen: Sie war königlich.

Was denn nun dieses Königliche ist, das lässt sich sehr schwer exakt bestimmen. Eines ist gewiss: Diese Eigenschaft ist die von manchen Frauen. Zu Männern passt eher die Herrschaftlichkeit – königliche Männer erinnern unbedingt an Truthähne. Alle, die sie sahen, bemerkten ihre Haltung, wie sie ihren Kopf wendete, besonders aber die Art und Weise, wie sie sich fortbewegte. Jelena Pawlowna lief nämlich nicht so, wie alle anderen – es schien, als trüge sie sich selbst, und das kerzengerade, ohne Hast und unerschütterlich. Dabei ging ihr jegliche Überheblichkeit und jeglicher Hochmut ab, mit den Leuten verkehrte sie erstaunlich leicht und war sich nicht einmal für die schmutzigste aller Arbeiten zu schade.

Jelena Pawlowna habe ich nicht mehr getroffen: Es waren ihre Enkelinnen, die mir über sie berichteten, und das waren bereits Damen in durchaus erwachsenem Alter. Ihre viel gerühmte Großmutter wurde im Jahr 1900 geboren und schaffte es noch, das Gymnasium abzuschließen, und diese Ausbildung genügte dazu, dass man sie bis ans Ende ihres Lebens für eine Philologin, Historikerin und Kunsthistorikerin hielt. Niemand weiß, warum sie nicht aus Russland ausgereist ist. Möglicherweise aufgrund der Liebe, die sie mit einem jungen Arzt verband: Sie heirateten insgeheim und flohen aus Moskau in die Tiefen der Provinz. Dort wurden ihnen vier Töchter geboren. Ungeachtet der Schwierigkeiten der damaligen Zeit ist es ihnen gelungen, sie alle taufen zu lassen.

Als der Krieg begann, wurde ihr Mann zur Kriegsmarine einberufen. Zwei Jahre lang operierte er in Feldlazaretten, und danach wurde er in die Hauptstadt versetzt. So ist Jelena Pawlowna schließlich in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt.

Sie bekamen noch eine weitere Tochter – ihr letztes Kind. Dann begannen die Töchter eine nach der anderen zu heiraten und selbst Kinder zu bekommen, die ganze Zeit nur Mädchen, Mädchen, nur ein einziger Junge war darunter. Die Familien fuhren auseinander, aber die Kinder brachten sie regelmäßig zu ihren alten Großeltern.

Die jüngste der Enkelinnen erzählte, wie sie mitunter zu ihrer Großmutter heranschlich und sie einfach nur begeistert ansah. Diese war entweder dabei, eine Schallplatte mit klassischer Musik zu hören, oder beim Lesen – sie mochte die russische Literatur sehr. Schließlich bemerkte sie das Kind, drehte ihren Kopf – sie hatte einen geraden Rücken, einen Hals wie ein Schwan, und das Kinn hielt sie hoch – und fragte:

„Was bist denn du für eine?“

„Ich – Ljusja.“

„Ljusja ...“ – die Großmutter dachte nach. „Wessen Kind bist du?“

„Ich bin von Mama und von Papa.“

„Na, das ist klar. Aber wie heißt denn deine Mama?“

„Mama heißt Natascha.“

„Dann bist du wohl Nataschas Jüngste ... Na, geh, geh ...“

Sowohl die Töchter, als auch die Enkelinnen beschwerten sich darüber, dass sie viel lieber Zeit mit dem Enkel Andruscha verbringt als mit ihnen.

„Das ist auch nicht verwunderlich“, antwortete die Großmutter. „Mit Männern ist es immer interessant: Von ihnen lerne ich mein Leben lang.“

„Was kannst du denn von ihnen lernen, wenn du doch sozusagen schon das Ideal der Weiblichkeit bist?“

„Ideal oder nicht, aber genau diese Weiblichkeit erlerne ich auch: lernen heißt ja nicht unbedingt kopieren. Wenn ich meinen Mann beobachte, kann ich in mir die Eigenschaften aufbauen, derer es dazu braucht, dass wir zusammen ein Ganzes ergeben.“

„Und was lernst du von Andruschka, er ist doch erst fünf Jahre alt?“

„Ihr Schönheiten hattet mit fünf Jahren nur eins im Sinn – Schleifchen. Aber er fragt mich zum Beispiel, warum man ihn nicht Georgi Konstantinowitsch genannt hat. Also so, wie Schukow¹. Ich erkläre ihm alles über die Vatersnamen und darüber, dass er folglich nur Nikolajewitsch heißen kann, er hört geduldig zu und sagt: ›Na, dann wenigstens Alexander Wassiljewitsch?‹ – Also wie Suworow²...“

„Na und, was macht das schon? Bei uns ging’s um Schleifchen, bei ihnen um Schießgewehre.“

„Das stimmt schon, aber nicht ganz. Eure Aufmerksamkeit war in aller Regel auf euch selbst ausgerichtet und da vor allen Dingen auf das äußere Erscheinungsbild. Er aber hatte kaum gelernt, Buchstaben zu Worten zusammenzulegen, da schrieb er auch schon Fürbittenzettel für die Kirche – da schrieb er sowohl Alexander, als auch Georgi und noch zwei Dutzend anderer Namen. Ich fragte ihn, wer denn all diese Leute seien, und er hat mir alles erklärt – darunter waren Nachimow³ und Ataman Platow⁴ – denn der hieß Matwej ... es geht also gar nicht darum, das Jungs eher an militärischen Themen interessiert sind, sondern darum, dass dieses Interesse in allerlei Tiefen zu dringen vermag. So, nun könnt ihr einmal überlegen, welcher Eigenschaften es bedarf, um ein ganzes Leben mit einem solchen Wesen zu verbringen und es nicht zu langweilen.“

Wenn man sie fragte, was sie denn so Besonderes am Großvater gefunden hatte – denn der war ein einfacher Chirurg – so nannte Jelena Pawlowna immer zwei Dinge: Erstens, die außerordentliche Verantwortung ihres Ehegatten, und sie hielt das Verantwortungsgefühl für die größte der Gaben eines Mannes, und zweitens, seine Vielseitigkeit.

Die Bedeutung dieses Wortes kannten die Enkelinnen nicht, die Töchter wiederum interpretierten es als eine allseitige Begeisterung. Die Großmutter erzählte, dass der Großvater chirurgische Instrumente erfand, mit eigenen Händen einen Kutter gebaut hatte, auf dem die Schwiegersöhne heute noch auf dem Kljasminskoje-Stausee spazieren fahren, und auf seinen Angel- und Jagdtouren hatte er das ganze große Land befahren.

„Ihr kennt jetzt, außer Hühnerfleisch, keinerlei ›Waldgeflügel‹“, sagte Jelena Pawlowna ihren Enkelinnen. „Euch und eure Mütterchen speiste der Großvater mit Wachteln, Haselhühnern und Auerhähnen. All das holte er selber.“ Außerdem gingen sie jede Woche ins Konservatorium. Sie nahmen auch ihre Töchter mit, brachten ihnen sogar das Klavierspielen bei – letztlich konnten sie damit sogar die Musikschule mit Auszeichnung abschließen, obwohl sie dann, nachdem sie geheiratet haben, die Musik der Vergessenheit anheimfallen ließen und fünf Jahre später schon nicht einmal mehr die einfachste Melodie mit einem Finger spielen konnten.

Nach dem Tod ihres Ehemannes nahm Jelena Pawlowna eine Anstellung als Haushälterin bei einem Opersolisten des Bolschoi-Theaters an. Eine Rente hatte sie sich nicht erarbeitet, und es lag nicht in ihrem Wesen, Schwierigkeiten auf die Schultern ihrer Kinder abzuwälzen. In dem Haus gab es oft Gäste. Die Frau und die beiden Töchter gingen der Alten gern zur Hand und deckten den Tisch. Manchmal erlaubte sich das Haupt der Familie einen Spaß: Er bat darum, Jelena Pawlowna möge bitte dieses oder jenes holen. Dann erschien sie mit ihrer Schürze in der Tür, und die Gäste erhoben sich unwillkürlich ... „Die Königliche“, war der Hausherr jedes Mal begeistert.

Als Jelena Pawlowna starb, nahm er alle Sorgen um sie auf sich. Bei der Beisetzung sagte er zum Abschied:

„In meinem Leben hat es keinen zweiten solchen Menschen gegeben, und es wird wohl auch keinen solchen mehr geben.“ Die Töchter weinten, und eine Enkelin erinnerte sich: „Manchmal kam man zu ihr und konnte den Blick nicht von ihr wenden, da drehte sie ihren Kopf so und fragte: ›Was bist denn du für eine?‹“

-
1. Marschall Schukow (1896 – 1974) war Generalstabschef der Roten Armee – Verm. d. Ü. ←
 2. A.W. Suworow (1730 – 1800) war ein russischer Generalissimus und gilt bis heute als einer der größten Strategen der Neuzeit. – Verm. d. Ü. ←
 3. Pawel Stepanowitsch Nachimow (1802 – 1855) war ein Admiral der Kaiserlich-Russischen Marine. – Verm. d. Ü. ←
 4. Graf Matwej Iwanowitsch Platow (1751 – 1818) war ein General der russischen Armee und Ataman der Donkosaken. – Verm. d. Ü. ←

Priestermönch Sewastjan

06.08.2017 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Einmal übernachtete ich bei einem Batjuschka auf dem Dorf – ich hatte mich dort nach dem Haus des Priesters erkundigt, und mir wurde geraten, auf den Friedhof zu gehen: „Dort wohnt er.“

Ich machte also den Friedhof ausfindig – links hinter dessen Eingang stand die Kirche, rechts – ein windschief gewordenes Häuschen. Kaum hatte ich angeklopft, ging drinnen das Licht an, als wäre ich erwartet worden.

Der Hausherr war ein schwächtiges Alterchen mit einem grauen, dünnen Bärtchen – er begrüßte mich freundlich, fast freudig. Es hatte den Anschein, als habe er sich nach Gesellschaft gesehnt: „Wie gut, dass Sie zu mir gekommen sind – vor allem noch rechtzeitig: Am Morgen wollte ich in die Lawra aufbrechen.“ Wir kochten Teewasser auf, und beim Tee machten wir uns näher miteinander bekannt. Er hieß Vater Sewastjan. Früher einmal war er verheiratet: „Das ist lange her, da war ich noch Diakon; aber es dauerte nicht lange“, und dann, als Witwer, wurde er zum Mönch geschoren und ist's seither auch immer gewesen. Ich meinerseits konnte ihm einige Neuigkeiten aus dem Leben der Hauptstadt berichten – dazu seufzte er, schüttelte den Kopf und trug schließlich eine Begebenheit aus einer Gemeinde zu unserer Unterhaltung bei.

Die Sache nahm sogleich nach dem Krieg ihren Anfang. Ein Soldat kam auf dem Weg nach Hause durch dieses Dorf. Männer waren damals, wie bekannt ist, von unschätzbarem Wert – als Beispiel führte Vater Sewastjan an, dass der hiesige Förster, den man aufgrund seines fortgeschrittenen Alters nicht an die Front einberufen hatte, Vater der Kinder von sechs verschiedenen Frauen geworden ist. „Was willst du auch tun?“, erklärte Vater Sewastjan. „Das Volk muss doch weiterleben? Es muss! Aber an Mannsbildern gab es außer dem Förster niemanden. Da haben die Frauen eben beschlossen: Wir gehen zu dir, und du wirst uns damit aushelfen, denn wer weiß, vielleicht kommen alle Mannsbilder im Krieg um – was soll dann werden, soll das Volk etwa ganz aussterben?.. Dieser ihr Entschluss war öffentlich – ihre Männer waren zu dem Zeitpunkt schon umgekommen ... Anfangs sträubte er sich, denn er war ein Mann mit Gewissen – ich habe ihn noch erlebt, freilich war er da schon ganz und gar klapprig – aber dann hatte er doch Verständnis für dieses Ansinnen ...“

So war damals das Leben. Und plötzlich, siehe da: ein Soldat, jung, Arme und Beine – alles dran, eine Augenweide! Da warfen sich die Weiber und Mädchen auf ihn, und er ließ sich nicht lumpen; er war ja Soldat. Kurz, der Krieger zog weiter, und einige Zeit darauf verspürte eine der Damen, dass „unter ihrem Herzen noch eines zu schlagen begonnen hat“ – so drückte Vater Sewastjan das aus. Die Schönheit erschrak, denn sie hatte einen doch sehr grimmigen Vater: Er war verkrüppelt von der Front heimgekehrt, soff, geiferte – im Suff hätte er gut und gerne jemanden umbringen können. Das hat er schließlich auch getan – freilich nicht seine Tochter, sondern einen Menschen, der einfach zur falschen Zeit am falschen Ort war. Der Vater starb dann auch selbst im Gefängnis.

Solange es ging, verbarg sie ihre Schwangerschaft, als es aber kaum noch möglich war, das zu verbergen, begab sie sich in die benachbarte Oblast in die Torfbrüche – angeblich, um sich ein paar Kopeken zu verdienen, was der Vater guthieß. In den Torfbrüchen arbeitete verschiedenes

Volk, alle waren ihr fremd und niemand kümmerte sich um sie; so brachte sie auch unbehelligt ihr Kind zur Welt. Doch sie wagte es nicht, das Kind nach Hause zu bringen. Sie setzte es auf dem Rückweg in einem der Dörfer aus, durch das sie kam. Von den Leuten, bei denen sie das Kind aussetzte, wusste sie, dass das gute Menschen waren, die fest zusammenhielten, aber keine eigenen Kinder hatten.

Später heiratete die Frau, brachte noch zwei Kinder zur Welt und zog sie groß ... Und all diese Zeit erkundigte sie sich immerfort nach dem Befinden des von ihr ausgesetzten Mädchens. Dem aber ging es gut.

Eines Tages im Sommer trafen sich die beiden auf dem Feld; der Roggen stand hoch, und so liefen sie praktisch ineinander. Ihre Tochter hatte inzwischen ihrerseits drei Kinderchen, und sie alle waren Jungs: Der Älteste war bei der Armee, und mit den beiden jüngeren war sie gerade unterwegs. Sie trafen aufeinander, grüßten, wie das in den Dörfern üblich ist, und gingen wieder auseinander. Daraufhin passierten mit der Mutter – sie war inzwischen sechzig Jahre alt geworden – allerlei unlautere Dinge: Schlaflosigkeit, Tränen, Geheul – der Mann wollte sie schon in die Stadt bringen, zu den Ärzten, aber sie lehnte das ab.

Da kam sie zu Vater Sewastjan.

Sie erzählte ihm also die ganze Geschichte und fragte: „Was soll ich denn jetzt tun? Soll ich es der Tochter gegenüber offenbaren, oder es verschweigen und das Geheimnis mit ins Grab nehmen? Es fällt mir so schwer, Batjuschka“, sprach sie: „Mein Herz reißt mich fort, fort zu ihr. Sie ist doch meine, mein Kind!.. Sieht genau so aus wie ich in meinen Jugendtagen ... Aber ich fürchte mich,“ sagte sie. „Wenn ich ihr sage, dass sie meine Tochter ist, vielleicht gerät da in ihrem harmonischen Leben etwas aus den Fugen? Das aber“, fügte sie hinzu, „würde ich mir nie verzeihen. Soll sie mich ruhig verfluchen, Hauptsache, es geht ihr gut“, und sie weinte und weinte.

„Auch ich musste weinen“, erzählte Vater Sewastjan. „Und so heulten wir und heulten. Was ich ihr antworten sollte, das wusste ich nicht: Das wurde mir nicht offenbart, nicht offenbart ... Sie, sagen Sie doch einmal, wie hätten Sie gehandelt?“

Es sei schwer, eine solch komplizierte Situation als Außenstehender zu entscheiden, sagte ich; vermutlich hätte ich einfach auf Gottes Willen vertraut.

„Ich bin ja ganz derselben Meinung zugetan. Der Herr wird es natürlich auf die bestmögliche Art und Weise bestimmen: Wenn's sein muss, bringt er sie zusammen, wenn nicht, dann bleibt eben alles, wie es ist. Aber vielleicht kann ich ja auch, solange ich noch lebe, etwas bewegen?..“

Wir sprachen noch ein wenig von der Nachkriegszeit, und dann auch vom Krieg. Es stellte sich heraus, dass Vater Sewastjan an der Front gekämpft hat, dreimal verwundet wurde und Kriegsauszeichnungen bekommen hat.

„Damals hieß ich anders, nämlich Pjotr; erst im Mönchtum bekam ich den Namen dieses Heiligen ... Es gibt so ein berühmtes Gemälde von ihm: Er steht an einen Baum gefesselt, und ist von Kopf bis Fuß mit Pfeilen gespickt ... genau, Tizian! Jedenfalls war der Märtyrer ja eigentlich Anführer der Palastwache des ausländischen Kaisers – ja, das ist lange her, das war im dritten Jahrhundert. Der Kaiser hat ihn dann ja auch aufgrund seines unerschütterlichen Glaubens ...

Nun, und ich war früher Pjotr. Habe bei den Flaktruppen gedient.“

Das interessierte mich sehr, aber wir begaben uns zu Bett: Ich schlief auf dem Sofa beim Ofen, der Hausherr in einem anderen Kämmerlein, seiner „Zelle“.

Wir standen früh auf. Tranken wieder Tee. Der Alte setzte das Gespräch vom Vortag fort und sagte:

„Es ist mir also nicht offenbart worden, nicht offenbart ... Wenn wenigstens beide noch in die Kirche gehen würden, dann hätte ich vielleicht, mit Gottes Hilfe, gewusst, was zu tun ist – so aber braucht es da ja Hellsicht. Deswegen will ich jetzt auch in die Lawra fahren, zu den Vätern. Vielleicht können die mir etwas raten.“

„Was denn, ist es das, weshalb Sie dahin fahren wollen?“

„Genau“, wunderte sich Vater Sewastjan über meine Unverständigkeit.

„Eigens dafür?“

„Ja, sicher ... doch nicht, um Wurst zu kaufen. Wenn man mir dort nicht helfen kann“ – der Alte kam ins Grübeln; wahrscheinlich ist ihm dieser Gedanke gerade erst gekommen – „wenn sie nicht helfen können ... dann muss ich nach Petschory¹ ... „Ja“, sagte er entschlossen. „Dann muss ich nach Petschory.“

Als wir voneinander Abschied nahmen, entschuldigte er sich für seine armselige Bleibe und lud mich ein, auch künftig bei ihm vorbeizuschauen. Meine Wege führten mich in späteren Zeiten aber nicht mehr in diese Gegenden.

1. nahe Pskow, ins Pskow-Petschorsker Mariä-Entschlafen-Kloster – Verm. d. Ü. ←

Licht

25.06.2017 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Mein Freund, ein älterer Moskauer Priester – Vater Alexij – erzählte mir einmal, wie in seinem Herzen allmählich ein für sein ganzes Leben sehr wichtiger Trost heranreifte.

In seiner Kindheit war Aljoscha sehr oft krank. Die Ärztin, bei der er mal wegen Masern, mal wegen Keuchhusten, Windpocken, Röteln, und oft genug wegen Angina in Behandlung war, hielt es eines Tages nicht mehr aus: „Was soll man nur mit dir machen? Vielleicht auf die Müllhalde werfen?“. Die Ärztin war dabei nicht böse, ganz im Gegenteil – sie war freundlich, fürsorglich und hatte selbstverständlich nicht die Absicht, ein krankes Kind auf die Müllhalde zu werfen; sie fragte ihn das aber, so kann man annehmen, um seine Eltern indirekt zu rügen. „Ich weiß, dass eure Familie groß ist“, sagte sie noch. „Ich weiß, ihr habt einen verantwortungsvollen Beruf, aber trotzdem: Lasst das alles eine Zeitlang sein und schafft euren Sohn unverzüglich ans Meer.“ Auf diese Weise hatte Aljoscha erstmals in seinem Leben Moskau verlassen und fand sich in Anapa wieder.

Bis zu diesem Augenblick hatten seine Empfindungen vor allem damit zu tun, was ihm die Krankheiten brachten: Mit Senfpflastern, Spritzen, Kompressen, mit dem halb besinnungslosen Zustand bei Fieber und dem Gefangensein im Bett; hier aber, wo er endlich einmal nicht mehr krank war, eröffnete sich ihm die ganze große Welt, und seine Sinne strebten danach, sie kennenzulernen. Das war es wohl, warum er in diesem Sommer voller Aufmerksamkeit für die ihn umgebende Dinge war, so, wie es später nie wieder sein sollte.

Natürlich gab es in Anapa das Meer und Sandstrände, die sich bis an den Horizont erstreckten, dazu Unmengen von kleinen, weißen Krabben im seichten Wasser; es gab einen Basar, auf dem man Weintrauben, Pfirsiche und Makrelen kaufen konnte: Fünf Fischlein für einen Rubel ... Es gab noch ein Haus – in alten Zeiten aus Ziegelsteinen erbaut, drei sehr hohe Etagen groß. Eine Bombe hatte ihm Dach, Gebälk, Fenster und Türen geraubt – es standen nur noch die Wände. Hinter diesen Wänden gab es nichts als Haufen aus zerschlagenen Ziegelsteinen und Brösel, und all das war mit süß duftenden Blumen überwuchert.

Am Strand rostete das Gerippe eines Seeleichters, der ans Ufer gespült worden war, nachdem dessen Schlepper, von mehreren Schüssen getroffen, im Meer versank. Es kam vor, dass eine Seemine ans Ufer gespült wurde: Die Menschen flüchteten dann vom Strand und warteten auf das Eintreffen des Räumkommandos.

Es kam immer wieder vor, dass Menschen ertranken. Bei jedem aus dem Meer gefischten Ertrunkenen versuchte man unbedingt, ihn mit gemeinsamen Kräften „auszupumpen“ – das Wasser pumpte man ihm tatsächlich aus den Lungen, aber Aljoscha hat kein einziges Mal miterlebt, dass der Mensch danach wieder lebendig wurde. Aber aus welchem Grunde warfen sich die Menschen hier so beharrlich in die Meeresfluten? Das war schwer zu sagen: Man erklärte sich das jedes Mal auf ein und dieselbe Weise: „ein Delphin hat ihn gekitzelt“. Es gab damals wirklich sehr viele Delphine in Ufernähe: Vielleicht versuchten sie, die Menschen ans Ufer zurückzubringen, weil sie diese nicht verstehen konnten; die Menschen aber verstanden die Delphine nicht und gingen vor Furcht unter.

Im Zentrum der Stadt gab es auch einen Triumphbogen – er war nicht groß, aber durchaus ein richtiger Triumphbogen, aus Stein errichtet zu Ehren eines längst vergangenen militärischen Erfolgs. An seinem Fuße lagen zwei uralte Kanonen.

Am hohen Ufer standen noch, inzwischen von einem Dickicht aus Hornstrauch und Robinien umfungen, die Überreste eines alten Herrenhauses: Die Einfahrt hatte kein Tor, die Postamente hatten keine Statuen und die Säulen kein Dreiecksgiebel mehr – ja, selbst der Treppenaufgang und das Gebäude als solches fehlten inzwischen.

Im ufernahen Gehängeschutt fand man mitunter Tonscherben – das waren Bruchstücke griechischer Amphoren.

Aljoschas Eltern waren damals noch verhältnismäßig jung und liebten einander. Aber schon in dieser Zeit kam es zwischen ihnen zu durchaus beunruhigenden Gesprächen, in deren Verlauf der Vater die Mutter dazu anhielt, ihre Arbeit aufzugeben und die Zeit zu Hause mit den Kindern zu verbringen, damit endlich „etwas wie ein trautes Heim“ zustande käme. Doch die ihr in den Jugendtagen solide eingepfachte Albernheit überschattete ohne jede Ausnahme alle ihre wichtigen Entscheidungen – die Bitten des Vaters trafen auf immer größer werdende Verärgerung, und schließlich zerfiel die Familie.

Eines Tages, im Alter von siebzehn Jahren, schnitt Aljoschas Mama sich den Zopf ab, warf die Ikonen der Eltern aus dem Haus und schlug entschlossen einen furiosen und arbeitsreichen Weg ein: Auf dem Banner, das sie fortan durch ihr Leben trug, prangte in riesigen Lettern das Wort „gemeinnützig“ – es war kein Platz mehr für „privat“. Dieser Umstand führte sie am Ende ihres Weges zu Zweifel und Enttäuschung.

Aber Anapa war noch eher auf der Mitte ihres Lebenswegs gelegen; da war der Vater noch bei ihnen. Wenn man die Szenen aus dem Familienleben dieser Tage durchleuchtet, so kann man das Zeichen der Zerstörung darin schon erahnen, etwa so, wie man das Wasserzeichen einer Banknote oder einer Briefmarke sehen kann.

Aus welchem Grund sollten diese Tage in Erinnerung bleiben? Doch nicht etwa dazu, um eines Tages festzustellen, dass das gesamte übrige Leben darauf passt wie die Tasse auf die Untertasse? Tatsächlich: Die Ertrunkenen offenbarten Aljoscha die Unzuverlässigkeit und Fragilität des körperlichen Seins und brachten ihn dem nicht zu entschlüsselnden Rätsel des Todes näher. Die nächtlichen Gespräche endeten später mit dem Weggang des Vaters, dessen Güte und Fürsorge Alexej erst dann richtig zu schätzen wusste, als es ihn nicht mehr gab; danach ging er seinen Weg in der Überzeugung, alles ganz anders, richtig zu machen, aber mit erstaunlicher Genauigkeit wiederholte er die lange Folge der Fehler seines Vaters ...

Nachdem er, wie es ihm schien, all diese Fehler selbst begangen hatte, konnte Alexej recht genaue Prognosen über seine eigene Zukunft treffen. Der Weg in diese Zukunft begann, wie er dachte, mit dieser längst vergangenen Reise nach Anapa. Die Ruinen des alten Herrenhauses, der Triumphbogen und die Tonscherben wurden für ihn zu solch hehren Sinnbildern für das Hingezogensein zur Vergangenheit, dass diese vergangenen Zeiten für ihn seither eine enorme Anziehungskraft hatten; die Menschen vergangener Zeiten, so schien es, wurden für ihn zu Anverwandten. Die Ruinen des dreigeschossigen Hauses, der halb vom Sand überzogene Seeleichter und die Leute vom Räumkommando mit ihren „Studebakers“ – das Siegel des Krieges

hinterließ auch in seinen Tagen Spuren. Ganz leichte Spuren, aber sie waren da, und dieser Abdruck war unauslöschlich.

Als er zu dem Schluss kam, dass unser gesamtes Leben – gleich wie man sich dreht, wie viel man auch phantasiert oder Eigensinn verfolgt – ohne Weiteres auf der Handfläche eines Kindes Platz findet, kam er zu der segensreichen Offenbarung, deren Licht seither seine Tage und Stunden erhellte.

„Alles ist Eitelkeit“, lehrt eine alte Weisheit. „Das ganze Gezappel bringt nichts“, sagte Aljoschas Vater mitunter, und der hatte nie in seinem Leben kirchliche Bücher gelesen.

Schneefall

25.06.2017 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Wir standen an der Straßenbahnhaltestelle an der Promenade. Es schneite. Ich wusste, dass dieser nicht allzu hochgewachsene Mann ein großer Dichter war, jedoch hatte ich mich zu der Zeit nicht für seine Gedichte interessiert. Indes hatte ich mir eines, das bekannteste Gedicht über den Krieg, im Gedächtnis bewahrt.

Durch die Fügung längst vergangener Angelegenheiten von der Front war er mit den Eltern einer meinem Herzen sehr lieben jungen Dame befreundet. Und hatte viele Jahre lang in dem Haus gelebt, in welchem sie lebten. Dann war er umgezogen. Und nun standen wir unter den Fenstern genau dieses Hauses und schauten zu, wie der Schnee fiel. Die großen Schneeflocken legten sich weich auf die Äste der alten Bäume, auf die Verzierungen des gusseisernen Zauns, auf die Schienen, auf den Asphalt, auf die Köpfe und die Schultern der vorübergehenden Menschen.

„Einmal, vor langer Zeit“ – er schwieg und kramte in Erinnerungen – „einmal, vor langer Zeit habe ich diesen wunderbaren Schnee schon einmal gesehen. Und das Seltsame ist, gesehen habe ich ihn auch hier – auf dem „Platz des Kampfes“.“

Da kam die Straßenbahn. Der Dichter wollte nicht einsteigen.

„Wissen Sie was“, schlug er plötzlich vor, „lassen Sie uns lieber zu Fuß gehen – wir haben es ja nicht weit. Es wäre doch schade, diesen wunderbaren Schneefall zu verlassen.“

Wir liefen erst die Palicha-, dann die Lesnaja-Straße durch. Da ich von naiven Überlegungen über die Literatur erfüllt war, stellte ich ihm unentwegt Fragen, die ihm absurd vorkommen mussten, doch er beantwortete sie. Und als ich schließlich betont tiefsinnig von mir gab, dass es schwieriger sei, Gedichte zu schreiben als Prosa, schüttelte er den Kopf und sagte etwas Unerwartetes:

„Die Poesie ist vollständig reguliert, sie ist in die Rahmen von Reim und Rhythmus eingesperrt. Prosa aber ist frei, in ihr gibt es unendliche Weite. Wenn man ein Gedicht, und sei es das genialste, auf Musik umlegt, dann ergibt das nur eine einzige Melodie, nun gut, vielleicht mit einigen Variationen. In Prosa aber gibt es so viel an Melodik, so viel an vielfältigen Intonationen! Schauen Sie, Pjotr Iljitsch¹ hat in der „Pique Dame“ einige Seiten von Puschkins Prosa auf Musik umgelegt – welch ein geradezu spektakulärer Reichtum an Melodien! Man kann also von der Prosa viel lernen. Ich mache das übrigens genau so: Ich lerne das Schreiben von der russischen Prosa – ganz ehrlich.

Als wir in der Metro voneinander Abschied nahmen, sagte er noch, dass er noch seit den Zeiten des Krieges keine Totenfeiern mag, und dass seine ehemaligen Nachbarn im vergangenen Jahr ziemlich abgebaut haben – besonders die Mutter.

1. gemeint Tschaikowski – Verm. d. Ü. ←

Haferkekse

16.01.2017 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Es kommt vor, dass die gewöhnlichsten Phrasen, aus nichtigen Gründen geäußert, zu regelrechten Lehrsätzen werden. Was zählt, ist der Augenblick, in dem diese simplen und an sich womöglich uninteressanten Phrasen fallen. Wenn der Moment passt, so können selbst noch so gewöhnliche Worte, die wir mehrmals täglich aussprechen, eine besondere Bedeutung gewinnen und zu gewissen, mehr oder weniger gehaltvollen, Überlegungen veranlassen. Was nun die Passgenauigkeit des Augenblicks angeht, so stellt das ein Rätsel dar und lässt sich nicht auf die Schnelle erklären. Das ist dann eben, wie es sich gerade ergibt ...

Eines Tages, an einem zweiten Februar, begingen wir bei Vater Archimandrit den Jahrestag der Schlacht von Stalingrad, bei der dieser auf überaus heldenhafte Art und Weise beteiligt gewesen ist. Der Batjuschka war dafür bekannt, dass er sich gegenüber äußerst streng war, allen anderen Menschen aber mit einem unendlichen Wohlwollen begegnete. Er war bereits von allerlei Krankheiten geplagt, so dass er seine Zelle nur noch sehr selten verließ, und wenn, dann nur ab und an, um zum Gottesdienst zu gehen: er betete mit allen, empfing die Kommunion ... Er lebte also, so kann man sagen, in Klausur und im fortwährenden Gebet. Den Jahrestag der Schlacht von Stalingrad beging er aber unablässig. Und ein jeder, der dessen gedachte, was genau am zweiten Februar neunzehnhundertdreißig passiert war, konnte bei ihm einkehren. Die Gedenkfeier lief in genauer Übereinstimmung mit der Tradition ab, deren Anfang, wie wir wussten, noch damals an der Front gelegt worden war. Ein jeder bekam zwei verbeulte Aluminiumdeckel von Thermosbehältern: einen mit nicht gerade hundert, aber doch mit den an der Front üblichen fünfzig Gramm Wodka, in dem anderen eine eigens zubereitete Zukost: grüne Erbsen im eigenen Saft, vermischt mit in kleine Würfel geschnittener Salzgurke. Wir tranken aus dem ersten Deckel „Auf den Sieg!“, stärkten uns mit der kulinarischen Spezialität, und dann war das Festmahl auch schon vorüber. Der Hausherr der Zelle beteiligte sich aufgrund seiner gewöhnlichen Neigung zur Askese nicht daran. Dieses Mal aber enthielt sich außerdem noch ein junger Messdiener, der mit einem der Priester mitgekommen war: Er wies das Angebot in strengem Ton zurück und betrachtete alles mit sichtbarer Verurteilung.

Vater Archimandrit mochte es nicht, vom Krieg zu erzählen:

„Was gibt es denn da zu erzählen? Wir greifen an, wir ziehen uns zurück, wir graben uns ein. Wir greifen wieder an. Der eine kommt um, ein anderer wird verwundet. Ersterer wird beerdigt, letzterer ins Lazarett geschafft. Ein anderer kam um, und ich wurde verwundet. Er wurde beerdigt, und ich wurde ins Lazarett geschafft. Man flickte mich zusammen, und wieder von Neuem: Wir greifen an, wir ziehen uns zurück, wir graben uns ein. Der Krieg ist eine langweilige Sache“, sagte er und lächelte.

Üblicherweise verliefen solche Begegnungen mit Gesprächen über allerlei kirchliche Neuigkeiten: wo wurde was gebaut, wen hat man im Dienst wohin versetzt und so weiter, aber diesmal fragte uns der Batjuschka, ob denn von uns schon einmal jemand in Stalingrad gewesen sei. Es stellte sich heraus, dass außer mir niemand dort gewesen war.

„Zu welchen Zeiten war das denn?“, fragte er. „Bestimmt, als die Stadt bereits wieder Wolgograd

hieß?“

„In den frühen Fünfzigern“, sage ich. „Es war das waschechte Stalingrad.“

Er, der die Stadt seit Februar dreiundvierzig nicht gesehen hatte, fand das so interessant, dass er von mir eine vollständige Beschreibung forderte.

Ich fuhr damals mit einem Dampfschiff über die Wolga – es war noch ein Raddampfer: In jenen Tagen gab es eine Menge dieser Art von Schiffen auf der Wolga, selbst die „Jachont“ war damals noch unterwegs – eine Reliquie mit Heckrad. Und die Schlepper waren fast allesamt Raddampfer: Die bekannten schwarz-orangen, aufgrund der Schaufelräder unheimlich breiten Schiffe.

Stalingrad wurde in aller Eile wieder aufgebaut, eine Freitreppe zum Wolgaufer hinunter war bereits fertiggestellt, und hier und da erhoben sich Häuser über die Ruinen, es fuhr eine Straßenbahn. Wir erreichten den Mamajew-Hügel und stiegen den Hügel hinauf. Der ganze Hügel war mit grün gewordenen Patronenhülsen bedeckt. Ich sammelte eine Menge davon, mein Vater aber schaute und warf die von den deutschen Patronen wieder weg: „Wer weiß, vielleicht wurde mit den Kugeln dieser Hülsen einer von den unsrigen getötet“. Überall an den Seiten sah man Grabeshügel: hier mit einem blechernen Stern, dort mit einem Schildchen, mitunter auch ohne jedes Abzeichen. An manchen Stellen bleichten im grünen Gras Knochensplitter ...

Ein anderer Batjuschka berichtete, dass einer seiner Verwandten – es war wohl der Onkel – nahe Stalingrad verwundet wurde und ein Bein verlor. Er bat alle, falls sie einmal in die Gegend kommen sollten, danach Ausschau zu halten – vielleicht findet es sich; seine Prothese hatte er gründlich satt.

Vater Archimandrit hörte sich all das mit respektvoller Dankbarkeit an, und betrachtete unsere Erzählungen wie Geschenke, wie eine nach Kräften dargebrachte Gabe zum Feiertag. Eine Gabe für Stalingrad.

Da erinnerte ich mich noch daran, was meine Mutter erzählt hatte: Bei einer Ausfahrt der Redaktion der „Komsomolka“¹ kam sie kurz nach der Befreiung nach Stalingrad. Es hieß, für das Erscheinen der Zeitung zu sorgen und gleichzeitig für die Kinder da zu sein: In der Stadt gab es unerwartet viele Kinder – tausende von Kindern, die den Winter an der unmittelbaren Frontlinie auf rätselhafte Weise überlebt hatten. Als die Kinder den Sommer zuvor am Ufer versammelt wurden und man daran ging, sie ans andere Wolgaufer zu schaffen, hatten die Deutschen den überladenen Lastkahn, der mit einem roten Kreuz gekennzeichnet war, beflissentlich zerbombt. Dieses furchtbare Ereignis machte einen Strich durch den Rettungsplan und die versammelten Kinder zerstreuten sich in der ganzen Gegend. Nun wurden sie von überall her wieder eingesammelt, gespeist und medizinisch behandelt. Für die ganz kleinen gab es „Kindergärten“: Man suchte sich einfach einen halbwegs ebenen Ort inmitten der Ruinen, setzt um die zwanzig Kinder auf umgedrehte deutsche Stahlhelme, und über alledem wacht ein junges Kämpfermädchen mit Sturmgewehr. Sie ist Erzieherin, Leiterin, Hausmeisterin und Wachmann in einem. Am Tag brachten Soldaten Lebensmittel, und in der Nacht wurden die Kinder in einem nahegelegenen Keller untergebracht: dort gab es Matratzen, Decken und Kanonenofen.

Im Sommer veranstaltete man am andern Wolgaufer ein Pionierlager – die Kinder wohnten in großen Armeezelten. Zum Vergnügen und zur Gefechtsausbildung wurden immer wieder

Kampfspiele veranstaltet. Irgendwie bemerkte man dabei, dass ein kleiner Junge sich von diesen Spielen fern hielt, so dass man ihn beschämte, indem man ihm Feigheit vorwarf. Als Antwort zeigte er halbherzig eine Tapferkeitsmedaille vor und sagte, dass er nicht mit einem Holzgewehr herumrennen wolle, wenn es aber sein müsse, so könne er sowohl die Verteidigung, als auch einen Angriff organisieren. Das berichtete man dem Militäranleiter, einem Kriegsversehrten. Der kam herbei, unterhielt sich mit dem Jungen und gebot, diesen nicht mehr zu behelligen: „Das ist einer von uns, ein Frontjunge“ – sah dabei aber sichtlich alarmiert aus. In der folgenden Nacht schlichen sich die beiden Frontkameraden auf Späherart aus dem Lager heraus, und der Junge gab sein Geheimversteck preis; bis zum Morgen versenkten sie Pistolen, Handgranaten und Munition – Dinge, mit denen der Junge wohl entweder die Verteidigung, oder aber einen Angriff organisieren wollte – im Fluss.

Am ersten September wurde die erste Schule wiedereröffnet: Die Instandsetzungsarbeiten waren erst am Morgen dieses Tages abgeschlossen, und es roch noch stark nach feuchtem Putz. Eine aus Moskau herbeigeschickte junge Lehrerin begann den Unterricht. Sie gratulierte allen feierlich zur Zerschlagung des deutsch-faschistischen Heers bei Stalingrad, zur Eröffnung der ersten Schule, zum Beginn des neuen Schuljahrs, und ging dann daran, die Namen der Schüler aufzurufen und sich nach deren Eltern zu erkundigen. Die Kinder antworteten: „Mein Vater ist im Krieg umgekommen, meine Mutter wurde nach Deutschland verschleppt ... Mein Vater ist im Krieg umgekommen, meine Mutter kam bei einem Bombenangriff ums Leben ... umgekommen ... getötet ... umgekommen ...“ Die Lehrerin eilte auf den Flur hinaus, presste ihr Gesicht an den noch feuchten Putz und, nein, sie weinte nicht bloß, sondern heulte los, durchdringend und schrill. Die jungen Frauen, die dort bei der Tür standen die Wände verputzten, weinten auch. Da kamen die Schüler aus dem Klassenzimmer heraus und versuchten, sie zu trösten, und als das geschah, verfielen auch diese Frauen in ein Geheul, das so zu einer unglaublichen Stärke und Tonhöhe answoll. Die vollkommen entkräftete, mit Putz verschmierte Lehrerin sank zu Boden. Schließlich konnten die Kinder doch alle beruhigen, die Erwachsenen trockneten sich ihre Tränen, die Lehrerin wurde wieder saubergemacht und der Unterricht ging ungestört weiter. Das war so weit alles, was ich über Stalingrad erzählen konnte ...

Wir tranken bereits Tee. An dieser Stelle erklangen dann die unbeschwerten Worte, die für die anwesenden Gäste – wohl mit Ausnahme des Ministranten – zu einem Lehrstück werden sollten. Es scheint ja, dass nach einer solchen Unterhaltung kaum leere Worte möglich waren ... aber sieh mal einer an!

Der Batjuschka bot, wie immer an diesem Tag, seinen Gästen Haferkekse an – sie erinnerten ihn an irgendeine Sorte Dauerbrot aus Kriegstagen. Der strenge junge Mann sagte vorwurfsvoll:

„An Fastentagen esse ich das nicht“ – es war an einem Mittwoch oder Freitag.

„Warum?“, fragte der Hausherr zaghaft.

„Bei uns werden diese Kekse in Kartons verkauft, und auf diesen Kartons kann man lesen, dass es Eipulver unter den Zutaten gibt, und deswegen esse ich sie nicht.“

Der Batjuschka lächelte und sagte still:

„Bei uns werden sie in Tüten verkauft, und auf diesen Tüten kann man gar nichts lesen, also esse ich sie.“

Das sind sie, die simplen Worte.

Einige Tage später nahm Vater Archimandrit das große Mönchsschema an. Der Jüngling aber schloss das Priesterseminar mit Auszeichnung ab und wurde zum Priester geweiht. Er diente in der einen Gemeinde, dann in der anderen, in einer dritten, und ist inzwischen in seiner fünften oder sechsten Gemeinde: Er kam mit niemandem gut aus, belehrte ständig alle, und alles an ihm war so überaus aufs Äußerliche beschränkt ...

Wir, die damaligen Gäste, bewirten uns bei Gelegenheit gern gegenseitig mit Haferkeksen und erinnern uns ein jedes Mal an die Worte, dass man „auf den Tüten gar nichts lesen kann, also esse ich sie“.

1. „Komsomolskaja prawda“, Zeitung, erscheint seit 1925 – Verm. d. Ü. ←

Die westliche Peripherie

27.07.2016 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Im Frühjahr ist es bereits hell, wenn die Nachtschicht zu Ende ist. Bis man sich da die Hände mit Kerosin gewaschen und sich umgezogen hat, steht die Sonne schon über dem Wagankowski-Wäldchen. Ihr warmes Licht erhellt erst den ungestrichenen Bretterzaun, dann berührt sie die an diesem Zaun geparkten Fahrzeuge und fällt schließlich auf die steinhart getrampelte Erde des Hofes der Werkstatt. Der bittere Geruch von Pappeln, von gelben Huflattichblüten und dem Staub von der Eisenbahnböschung liegt in der Luft.

Serjoga hatte es nicht eilig, und selbst wenn er es eilig hätte – er hatte keine Kraft mehr. Nachdem er auf das Dach einer „Emka“¹ gestiegen war, schlief er ein. Auf dem breiten Dach des nebenan stehenden „Horch“ wäre es natürlich etwas bequemer gewesen – dort konnte man sich ausstrecken und sich von einer Seite auf die andere wälzen, aber der „Horch“ war rosafarben, während die „Emka“ schwarz war – und die wurde im Sonnenlicht schneller warm.

Auf der anderen Seite des Zauns, ganz nah, polterten die Züge, die Lokomotiven heulten und piffen, aber Serjoga hörte all das nicht; er konnte es gar nicht hören, so müde war er.

Er erwachte in der Mittagsstunde von leisen, an diesem Ort aber sehr ungewöhnlichen Klängen: Jemand spielte Ziehharmonika. Es war Landin, der Wächter, der, an die Stoßstange eines „Studebaker“ gelehnt, zerstreut den „Amurwellen“-Walzer spielte. Serjoga glitt über das Heck von seiner Lagerstatt herunter.

„Wo sind denn die ganzen Leute?“

Landin hörte mit dem Spielen auf.

„Die sind zur Kundgebung, zu den Eisenbahnern“, antwortete er und blickte in die Ferne.

„Wieso, was ist denn los?“

„Der Krieg ist zu Ende“, erklärte Landin und schaute Serjoga verwundert an.

„Was, ganz zu Ende?“

„Ganz zu Ende.“

„Überall?“

„Scheint so“; der Wächter zuckte mit den Schultern.

Serjoga rieb sich schlaftrunken die Augen, gähnte und begann zu grübeln.

„Weißt du was?“, bat Landin, „Kannst du mir einen Gefallen tun? Baue mir doch eine behelfsweise Krücke zusammen; siehst du, ich kann mich ja kaum von der Stelle bewegen.“

„Du hattest doch eine?“

„Ja, aber die habe ich heute aus lauter Freude an dem Eisending kaputtgemacht.“

In einer Ecke des Hofes, direkt neben dem „Tiger“ ohne Turm, lagen die Bruchteile von Landins Krücke herum. Dieser „Tiger“ war einmal zusammen mit unserer Panzertechnik hierher geraten,

als die Werkstätten noch Panzerfahrzeuge reparierten. Inzwischen nutze man seine ebenen Flächen zur Ausrichtung von Eisenteilen, die Laufrollen dienten dem Biegen von Stangen und Rohren.

Sie nahmen Maß, und dabei kam heraus, dass die Krücke etwas größer sein musste als Serjoga groß war. Er begab sich in die Tischlerei und brachte alsbald eine nicht sehr schöne, aber umso stabilere Stütze für Landin mit.

„Die Kanten kannst du mit einem Messer abhobeln.“

„Kein Thema!“ – Landin ergriff erfreut die Krücke. „Genau, was ich brauche!“

Serjoga wäre gleich da geblieben – er hatte ohnehin wieder Nachtschicht – aber er hatte Hunger, also musste er sich nach Hause begeben.

An der Choroschewka-Straße begannen gerade Kriegsgefangene mit einem Bau: Sie hoben Gruben für Fundamente aus, sägten Bretter und entluden Lastkraftwagen voller Ziegelsteine.

„Hey!“, rief ihn ein bekannter Deutscher, der einmal in Serjogas Werkstatt gearbeitet hatte.

Ein paar Mann kamen heran, grüßten zurückhaltend und wollten wissen, ob Serjoga schon vom Kriegsende gehört hatte; gleich darauf teilten sie ihm mit sichtlicher Freude mit, dass sie endlich einen der Ihren ausfindig gemacht hätten, der bei Moskau gekämpft hat. Sie verwiesen auf einen betagten Offizier.

„Naro-Fominsk“, sagte Serjoga und schaute dem Kriegsgefangenen fragend in die Augen.

„Ja, ja!“ – der Deutsche nickte.

„Kamenka“, präzisierte Sergej und wiederholte: „Dorf Kamenka, am Nara-Fluss.“

„Ja, ja!“ – Der Deutsche ging in die Hocke und begann, mit einem Holzscheit auf der Erde eine Karte zu skizzieren. Er zeigte darauf, wo damals ihr Truppenteil stand, wo sich die Artillerie und die Panzer befunden haben.

Serjoga war mit allen Details einverstanden, ließ sich dem Deutschen gegenüber in die Hocke nieder und zeigte ihm, auf welchem Weg er mit einem Aufklärungstrupp ins Hinterland der Deutschen vorgedrungen war. Der Offizier wies mit dem Finger mal auf die Karte, mal auf Serjoga und sprach hastig und – seltsamerweise, als hätte er einen alten Waffengefährten getroffen – mit offenkundiger Freude in deutscher Sprache mit den Seinen.

Ein Geleitposten, der offensichtlich zu jung war, um den Krieg mitgemacht zu haben, kam herbei. Die Deutschen entschuldigten sich für die Arbeitsunterbrechung, und die unter ihnen, welche Russisch konnten, versuchten, ihm die Situation zu schildern.

„Ist das wahr, Junge?“, fragte der Posten Serjoga. „Wie alt warst du denn?“

„Einen Zehner.“

„Mannomann! Zeig doch mal deine Medaille! Oder hast du dir keine verdient?“

„Die ist zu Hause“, antwortete Sergej müde. „Vielleicht ein andermal.“

Die Deutschen interessierten sich dafür, warum Serjoga an einem solchen Tag nicht lustig sei

und nicht feierte – ob bei ihm denn an dem Tag, an dem der Krieg endlich zu Ende war, nicht alles „charascho“ wäre.

„Es ist schon alles soweit gut“, seufzte Serjoga. „Nur ...“ – er musterte sie mit trübem Blick – „Besser wär’s, es hätte gar keinen Krieg gegeben.“

In diesem Augenblick erklang von der anderen Straßenseite ein durch ein Schallrohr verstärkter, kehliger Anschauzer. Die Deutschen gingen sofort auseinander und ergriffen ihre Hacken und Spaten.

„Das ist deren Chef“, grinste der Posten geringschätzig. „Ein unheimlich fieser Typ – lässt sich die Leute nicht einmal gepflegt unterhalten!“

Zum Abschied gab er Serjoga die Hand ...

Zwischen den Baracken und inmitten der überall zum Trocknen aufgehängten Wäsche feierten die Leute: Auf einem Hocker stand ein plärrendes Koffergrammophon, und ansonsten gab es Weiber, Weiber, Weiber und vielleicht ein halbes Dutzend Mannsbilder. Einer von ihnen war ein Flieger – mit allerlei Orden und Medaillen geschmückt, hatte er noch beide Arme und Beine – wo hatte man denn so einen noch auftreiben können? Alle anderen waren Versehrte: Dem einen steckte einer der Ärmel in der Hosentasche, dem anderen ragte ein Stück Holz aus der Stiefelhose, und einer ganz ohne Beine auf einem Leiterwagen war auch dabei. Dieser stieß sich mit Holzscheiten ab und sprang so herum – so tanzte er, während die Räder seines Wägelchens immer wieder mit Gepolter auf dem Boden aufschlugen und die Achslager beängstigend laut knarrten; sein Gesicht war vor Schmerz bereits gerötet.

Es näherte sich eine „Douglas“ im Landeanflug. Sie wippte von einem Flügel auf den anderen und rauschte direkt über den Köpfen der Menschen hinweg, so dass sich die an den Leinen trocknende Wäsche überschlug und um die Leinen verdrehte. Die Weiber drohten dem Flugzeug fäusteschüttelnd hinterher, aber es verschwand bereits hinter dem Zaun des zentralen Flughafens.

Die Mutter war im Wohnzimmer. Sie saß am Tisch; auf dem Tisch stand eine Flasche Wein, daneben lag die von Sergej erkämpfte Medaille.

„Wen erwartest du?“, fragte Serjoga, da er plötzlich der Meinung war, dass die Mutter komplett übergeschnappt sei und wieder auf Vaters Heimkehr wartete, obwohl sie gemeinsam noch vierundvierzig dessen Grab gefunden hatten.

„Dich“, antwortete die Mutter. Sie erhob sich und ging zu ihm heran. „Wenn du nicht wärst, o, wenn du nicht wärst ...“, sagte sie und begann zu weinen. „Ich weiß auch nicht..“, und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Serjoscha!“, drückte ihn sich zitternd an die Brust.

Serjoga wartete geduldig darauf, bis das Geheul abebbte und die entkräfteten Arme ihn wieder freigaben.

„Komm schon, Mutter, was hast du denn? Ist doch alles in Ordnung!“

„Ja, ja“, nickte sie. „Natürlich. Setz dich doch, setz dich. Ich werfe den Kocher an und mache den Brei warm, dann können wir Mittag essen und ein wenig feiern; setz dich doch!“, sagte sie und begab sich in die Küche.

Serjoga setzte sich an den Tisch. Er musste hungrig schlucken, als er das Essen sah: ein Kanten Brot, gekochte Mohrrüben, Soja-Konfekt und eine Handvoll Trockenfrüchte. In seinem Bauch begann es zu rumoren, zu blubbern und zu knurren, aber er fühlte sich trotzdem gut und war schläfrig.

Es klopfte am Fenster; es war sein Freund Saschka. Serjoga musste aufstehen und das Klappfensterchen aufmachen.

„Was willst du denn?“

„Hast du schon gehört?“

„Ja, klar, ich habe es schon gehört, das wissen doch schon alle!“

„Die Plötzen beißen!“

„Wie bitte?“, flüstert Serjoga verdattert.

„In der Tarakanowka² beißt die Plötze – mein Ablöser hat heute am Morgen dreißig Stück herausgeholt, also, beeile dich! Zwei Haken habe ich, auch Zwirn, Korken finden wir irgendwo, Wurm können wir an der Kavallerieschule ausbuddeln und die Angeln schneiden wir uns am Ufer. Bis Einbruch der Dunkelheit können wir einiges schaffen, und dann, mal sehen, bleiben wir vielleicht auch noch über Nacht, machen uns ein Feuerchen ...“

„Über Nacht kann ich nicht, ich muss nachts arbeiten.“

„Wieso das denn?“, wunderte sich Saschka. „Bei uns im Fliegerwerk haben alle freibekommen.“

„Ach, hör’ auf anzugeben: ›im Fliegerwerk‹, ›im Fliegerwerk‹ ... Wir haben den ganzen Krieg über Panzer repariert – das ist auch nicht gerade Kikifax. Außerdem kann es schon sein, dass wir auch freibekommen haben – ich weiß es nur nicht. Als ich wegging, war keiner da, nur der Wächter ... Aber darum geht’s ja auch nicht. Die Mutter lässt mich bestimmt nicht weg – sie ist in der Küche, daran komme ich nicht unbemerkt vorbei ...“

„Na dann durch’s Fenster!“

„Durch das Klappfensterchen passe ich nicht, und die Fensterrahmen sind verklebt.“

„Dann mach sie auf, es wird jetzt ohnehin wieder warm sein!“

„Stimmt, hast eigentlich recht.“

Serjoga lauschte, ob die Mutter nicht gerade käme, zerschnitt daraufhin behände die Papierstreifen, mit denen die Fensterrahmen verklebt waren, öffnete das Fenster und sprang hinaus.

„Sind’s große Plötzen?“

„Naja, die Leute sagen, es sind schon ordentliche!“

Sie eilten im Laufschrift zur Tarakanowka.

1. volkstümliche Bezeichnung für den GAZ-M1, einen zwischen 1936 und 1943 in der

Sowjetunion produzierten Pkw. – Verm. d. Ü. ←

2. kleiner Zufluss des Moskwa-Flusses im nordwestlichen Stadtgebiet Moskaus. – Verm. d. Ü. ←

Der Schuldner

14.05.2016 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Andrej Srkjabnew – ein beflissener Schüler der Orakel der jüngsten Zeit – war davon überzeugt, dass der Mensch nicht nur denkt, sondern auch lenkt, und nicht einmal der Krieg konnte diese Überzeugung seinem geschorenen Kopf austreiben.

„Ljuba“, schrieb er im Sommer fünfundvierzig an seine Frau, „wie ich es versprochen habe, kehre ich nun heil und unversehrt zurück.“

Da wurde der erfolgreiche Kämpfer aber in die Mandschurei kommandiert, wo er noch vor Beginn der Kampfhandlungen auf eine Mine lief – der Tod nahm ihn ohne zu zögern in seine wartenden Arme.

„Trottel!“, sagte die alte Marusja, als sie die Todesbenachrichtigung gelesen hatte. „Da hat er sich selbst hinversprochen!“ – Sie behauptete nämlich, dass er einzig aufgrund seines Briefes ums Leben gekommen sei. „Ist das denn vorstellbar? Den immer lauernnden Tod so zu verleugnen!? Ein wahrer Fünfjahrplan-Trottel!“

„Waru-u-um denn ‚Fünfjahrplan‘?“, schluchzte Ljuba.

„Weil er Pläne gemacht hat wie im Fünfjahrplan: so-und-so viel Saatgut, so-und-so viel Kartoffeln, dann-und-dann wird gesät, dann-und-dann geerntet ... Trottel!“

„Kein Trot-t-tel!“, war Ljuba verärgert. „Er war ... im ... immerhin beim Materialnachweis!“

„Was denn, als gäbe es keine Trottel beim Materialnachweis! Ein Trottel, wie er im Buche steht! Ein ordentliches Mannsbild hat wenigstens irgendeine Fertigkeit: Der eine ist, sagen wir, ein Schreiner, ein anderer Schmied, der dritte ist Hirte ... Nur die ganz und gar Nutzlosen sind beim Materialnachweis ... Was hast du nur an ihm gefunden?“

„Die Keulenhose-e-en!“, heulte die frischgebackene Witwe los. „Mit Di-a-go-nalbindung ...“

„Du bist ja genauso eine Närrin“, seufzte die Mutter. „Was kann man schon von einer wie dir erwarten? Ach, Andrjuscha, Andrju-schenka!.. Was sollen wir jetzt ohne dich anstellen?..“ – und beide Frauen heulten unisono weiter.

Das beste Mittel gegen Kummer ist neuer Kummer: Kaum waren genug Tränen geflossen, da erzitterte die Erde, und ein donnerndes Echo verbreitete sich in den nahen Wäldern – es war der zwölfjährige Petka Skrjabnew, der sich mit Sprengladungen aufgemacht hatte, Döbel zu erbeuten. Petka hatte auch früher schon mit Sprengstoff Fisch geholt, Ljuba hat nicht zu sehr mit ihm darüber geschimpft – etwas essen musste man ja ... außerdem gab es immer nur ganz sachte Explosionen, nicht sehr beängstigend. Diesmal aber war die Explosion fürchterlich: Sie erschütterte Ljuba buchstäblich, so dass sie sehr erschrak.

„Da hat er wohl ein neues Lager entdeckt – mit großen Bonben“, schloss die alte Marusja. „Hoffentlich hat’s ihn jetzt nicht mit erwischt ...“

Petka war aber noch nicht an der Reihe, mehr noch, nach dieser Aktion gab es sogar etwas Fisch für sie – der Fisch wurde durch die Explosion zusammen mit der Flussbiegung hinaus aufs Feld

geworfen.

„Hier, folgendes“, sagte die alte Marusja ihrer Tochter. „Solange er sich hier noch nicht selbst in die Luft gesprengt hat und seinem Vater folgt, mach dich auf zu Natałka – schau, sie ruft dich ja schon so lange zu sich, bestimmt seit zweiundvierzig ...“

Auf diese Weise geriet Petka Skrjabnew nach Moskau.

Tante Natalja, die in der Offizierskantine der Kavallerieschule angestellt war, versorgte Ljuba ebenso mit einer Anstellung und einigte sich mit jemandem über eine Wohnstatt – zwei Kojen in einer Baracke.

„Da kommt ihr schon unter: Er ist ja nur ein Hänfling, fast wie eine Wanze, und du bist auch nicht eben rundlich. Später sehen wir weiter, vielleicht fährt jemand weg, oder jemand stirbt, so dass noch eine Koje frei wird.“

In jener Zeit waren kriminelle Gepflogenheiten weit verbreitet. Es ist eine gewisse Gesetzmäßigkeit, dass die Nöte eines Volks guter Nährboden für Wölfe, Krähen und Diebe sind.

Die Halbstarken und sonstigen kleinen Fische sammelten sich zu Cliquen, die untereinander aus allerlei unsinnigen Gründen verfeindet waren, mitunter auch vollkommen ohne jeden Grund: Die „Sokolniki“ kämpften gegen „Ismajlowo“, die „Roscha“ gegen die „Presnja“ ...

Die Naivlinge, die an diesen Auseinandersetzungen teilnahmen, hatten keine Ahnung davon, dass ihnen innerhalb der höchst komplexen Alchimie der Verbrecherwelt die Rolle eines Lösungsmittels zukam, in welchem sich die künftigen Halsabschneider herauskristallisieren sollten.

An den Ufern der Tarakanowka schaltete und waltete eine Clique, die sich „Choroschewka“ nannte. Ihr Häuptling war Walerka Bakschejew, den man nur „Bak“ rief. Er war ungefähr siebzehn Jahre alt und alles an ihm war, wie es sich gehörte: eine Zahnkrone aus Metall, die Mundstückzigarette im Mundwinkel, eine tief in die Augen gezogene Mütze, „glei, Drecksack“, „ich mach dich Messer“ und so weiter. Als Bleibe diente Walerka eine Erdhütte, die in den Hang der Erdschlucht gegraben worden war, an deren Grund denn auch die Tarakanowka dahinfloss. Diese Erdhütten kamen im Sommer des Jahres einundvierzig auf, und zwar nach einem nächtlichen Bombenangriff, der das am Stadtrand gelegene Siedlungsviertel in Flammen aufgehen ließ. Später baute man die Baracken in der Gegend wieder auf, die Erdhütten nutzte man aber als Kühlkeller weiter.

Eines Tages schleppte man Petka gewaltsam zu Bak. Das Verhör war eingehend und dauerte eine halbe Ewigkeit. Als er den Neuling schließlich hinausgeleitete, befahl Bak den Seinen: „Lasst den in Ruhe.“

Ein ganzes Jahr lang ließ ein jedermann Petka „in Ruhe“. Er ging zur Schule, spielte Kriegsspiele, und im Winter rodelte er mithilfe eines „Rutschers“: Schlitten gab es damals nicht, man bog sich einfach aus dicken Stahltrossen ein Gefährt zurecht, auf dessen Kufen hintereinander bis zu fünf Leute Platz fanden.

Auch größere Schlägereien hat Petka miterlebt: zum Beispiel „Sokol“ gegen „Choroschewka“, oder „Tuschino“ gegen „Choroschewka“. Zu diesen Ereignissen rotteten sich auf jeder der Seiten

um die sechzig-siebzig Leute zusammen und schlugen sich auf dem Grund der Erdschlucht die Nasen blutig. Normalerweise blieb es bei leichten Verletzungen – einer Unmenge an kaputtgeschlagenen Nasen oder leichten Schnittwunden, aber mitunter kam es auch zu bedrohlicherem Blutvergießen.

Im Herbst wurde ein Gefangenentransporter die Schlucht hinabgestürzt; dabei kam ein Milizionär ums Leben. Im Winter wurden zweien von der „Choroschewka“ die Schädel eingeschlagen.

Diese hitzigen Ereignisse zogen Petka immer magisch an; jedes Mal, wenn etwas passierte, war er nicht weit von dem Ereignis entfernt. Und da er in den allgemeinen Trubel eintauchte, kam er zu Offenbarungen, die einem unbeteiligten Blick in der Regel verborgen blieben. Er wusste, dass der unpässliche Milizionär in aller Stille vom Abschnittsbevollmächtigten Awerkin umgebracht worden war: Awerkin, von Gestalt ein Hüne, hielt ihn unter irgendeinem Vorwand am Fahrzeug auf und streckte ihn mit einem Faustschlag auf den Hinterkopf nieder. Da kam Bakschewjew hinzu; sie hoben die Leiche zu zweit in die Kabine, dann rannte Awerkin zum Ort der Schlägerei, wo sich die mit dem Transporter an diesem Ort angekommene Gruppe bereits in voller Fahrt bei der Unterbindung der Störung der öffentlichen Ordnung befand. Bak piff, die „Choroschewskis“ warfen sogleich ihre Knüppel hin und eilten nach oben. Als ungefähr zwanzig Mann beisammen waren, schoben sie das Fahrzeug mit vereinten Kräften in den Abgrund. Unten überschlug es sich, fing an zu brennen und explodierte.

Ein anderes Mal sah Petka, als er den Verlauf einer Schlägerei von der Kommandohöhe aus betrachtete, wie aus der unweit gelegenen „Stabs“-Erdhütte Bak und ... der Chef der feindlichen Clique heraustraten. Sie wankten, reichten einander die Hand und gingen auseinander.

„Aus Filzstoff!“, rief Bakschewjew ihm hinterher.

Ohne in seinem Lauf innezuhalten, wandte der Fremdling sich einen Augenblick lang um und nickte beruhigend. Das war die Zeit, zu der die beiden „Choroschewski“-Leute umgekommen sind; der eine der beiden war in einen Halbmantel aus Filz gekleidet, der andere trug eine Art Helm, der aus dem gleichen Material genäht war. Die beiden wurden auf dem Wagankowo-Friedhof bestattet, und zwar mit einem Pomp, der zu diesen Zeiten unüblich war: Es gab ein Blasorchester, Kränze aus echten Blumen – und das, obwohl es Winter war ... Die Hinterbliebenen waren besonders vom Mitgefühl der Friedhofsverwaltung angetan, denn diese übernahm sämtliche Kosten für die Bestattung, die Grabsteine und Einzäunungen.

Petka konnte sich denken, dass es für diese Vorfälle gewisse geheime Gründe gab, deren Sinn er aber, so sehr er sich auch mühte, nicht begreifen konnte.

Im Sommer nahm Bak sich endlich auch Petka vor. „Hattest du nicht gesagt, dass im Wald bei eurem Dorf ...“ Kurz, er bekam einen Geheimauftrag. „Wenn das funzt, wirst du Kohle haben.“

Natürlich brauchte Petka „Kohle“. Nicht für sich: Er wollte seiner Mutter ein Paar Sandalen mit Keilabsatz kaufen. Denn die Weiber in der Baracke höhnten schon: „Die Ljubka läuft die ganze Zeit in ihren Kunstlederstiefeln herum – völlig klar, dass kein einziger Kavalier sie zum Tanz auffordert.“

Am Morgen des abgemachten Tages hielt ein Dreitonner auf der Brücke über die Tarakanowka.

Petka sprang eilends – wie Bak ihm geboten hatte – auf die Pritsche und versteckte sich im Stroh; das Fahrzeug fuhr an.

Sie brachten einen ganzen Wagenkasten voll mit Sprengstoff zurück nach Moskau.

Ljuba weinte und flehte ihren Sohn an, er möge die Sünde fliehen, aber die Geldscheine nahm sie und kaufte sich dafür Sandalen.

Durch diese Fahrt kam Petka zu einem solchen Ansehen, dass er eine Woche später zum Wache schieben berufen wurde und ganze Tage über an den Toren des Wagankowo-Friedhofs in Gesellschaft eines beinlosen Bettlers verbrachte. Manchmal schickte der Beinlose ihn los, damit er irgendeinem Bürger hinterherspionierte. Petka versteckte sich hinter Grabsteinen und Bäumen, beobachtete seine Zielperson und gab dem Krüppel danach Bericht.

In diesen Jahren standen mitten auf dem Wagankowo-Friedhof noch Wohnhäuser – eine doppelgeschossige Baracke für die Friedhofsarbeiter und ein kleines Anwesen, das der Friedhofswächter bewohnte. Mitunter versammelten sich hier die Großmeister der vaterländischen Verbrecherwelt, und bei diesen Gelegenheiten wurden weitläufig Wachen postiert. Auch jetzt war ein landesweit bekannter und einflussreicher Mafioso auf dem Friedhof zu Gast.

Fast einen jeden Tag kam ein größerer Zivilbeamter vorbei, um mit ihm irgendwelche Verhandlungen zu führen. Er ließ seinen schwarzen ZIS¹ am Markt stehen, kaufte einen kleinen Blumenstrauß und eilte zum Friedhof. Auf verschlungenen Wegen begab er sich in dessen entfernteste Ecke und blieb unterhalb eines altertümlichen Grabdenkmals stehen. Wenn es ringsherum ruhig war, tauchte bald der Mafiaboss neben ihm auf, und die Verhandlungen begannen. Petkas Aufgabe war simpel: Er sollte in einiger Entfernung in der Gegend herumlaufen und beim ersten Anzeichen von Gefahr Lärm schlagen. Die nahe gelegenen Zugangswege wurden von jungen Männern bewacht, die mit allen Dingen schnell bei der Hand waren und erst nach getaner Arbeit Fragen stellten. Nach einiger Zeit des Stillstandes begannen die beiden Gesprächspartner, auf der Friedhofsallee auf und ab zu schlendern. Einmal traf Petka aus purem Zufall direkt auf sie und konnte einen Gesprächsfetzen mithören.

„Ach, nur Unsinn“, teilte er seine Erfahrung mit dem Beinlosen. „Es ging nur um irgendeinen Kanal: Kanal hier, Kanal da ...“

„Wenn ein Kanal gebaut wird, Bruder, dann gibt es immer eine Amnestie“, seufzte der Krüppel. „Und für eine Amnestie muss man zahlen – und zwar großes Geld.“

Petkas Zuverlässigkeit wurde belohnt, und zwar – ganz im Geiste der damaligen Zeiten – mit einer Ehrenwaffe. Er bekam eine „Walther“-Pistole.

Der weitere Verlauf seines Lebens war von diesem Augenblick an ziemlich vorhersagbar, aber die Umstände geruhten, einmal mehr anders zu entscheiden: Der mächtige Mafiaboss starb unvermittelt.

„Der hing an der Nadel“, erklärte der Versehrte und zwinkerte vielsagend. „Hat sich wohl das Falsche gestochen.“ Er zuckte mit den Schultern: „Sowas kommt vor ...“

Man warf ihn in ein gerade frisch angelegtes Grab: es wurde wieder aufgebuddelt, der tote

Mafiaboss landete auf einem fremden Sarg, und die Grabstelle wurde wieder mit Erde zugeschüttet.

In der Zeit, als sich in den Fluren des zweistöckigen Hauses die neue Macht etablierte, machte sich Petka von dannen – er wurde nicht gebraucht. Im Herbst begann er eine Ausbildung an der Handwerksschule, so dass ihm keine Zeit mehr für riskante Heldentaten blieb.

Dann irgendwann hatte die Mutter Onkel Wolodja bezirzt – durchaus auch mithilfe der hinterhältigen Sandalen mit Keilabsatz. Onkel Wolodja war Pferdeknecht an der Kavallerieschule.

„Was hast du nur an dem gefunden, Ljubka?!“ wunderten sich die Weiber. „Er ist alt und stinkt nach Pferdemit!“

„Aber er ist doch blond!“ sagte Ljuba.

Dieser Onkel Wolodja war es auch, der Petka an die Grenze seines irdischen Daseins brachte, obwohl er sich dessen selbst gar nicht bewusst wurde.

„Hier, dingens“, sagte Bakschejew einmal. „Weißt Bescheid wegen morgen?“

Petka wusste, dass am kommenden Tag wieder eine Schlägerei anberaumt war.

„Es wird Zeit für dich“, grinste Bak. „Du bist schon reif ... wirst du dieses Jäckchen tragen?“

Petka nickte: Außer Mutters gesteppter Wattejacke hatte er gar nichts anzuziehen.

„Und diese Filzstiefel?.. Alles klar.“ – Bak ging seiner Wege.

Und da kam es Petka plötzlich klarer als Kloßbrühe in den Sinn, dass dies seinen Tod bedeutete.

Das „Jäckchen“ machte plötzlich im Zusammenhang mit der Episode mit dem Halbmantel aus Filz Sinn, das Auftauchen von Onkel Wolodja mit der Rückkehr des Vaters eines der beiden Umgekommenen. Petkas Vorahnungen waren richtig – Bak mochte es nicht, wenn im Bekanntenkreis seiner Neulinge Männer auftauchten, die nicht der kriminellen Welt entstammten: Er musste fürchten, dass sie ihnen gegenüber zu viel erzählten und ihn kompromittierten; in undurchsichtigen Situationen versuchte er also immer, sie loszuwerden. Für alle Fälle ... Freilich wurde der zweite Junge damals aus Versehen umgebracht: Sein Helm war einfach aus dem gleichen Material gemacht, wie der desjenigen, der das Opfer hätte werden sollen.

Was sollte er tun? Wo nach Schutz suchen?.. Der Milizionär Awerkin steckte mit Bakschejew unter einer Decke, in Wagankowo hatte die Macht gewechselt ... Bei Onkel Wolodja, dem Pferdeknecht? Was konnte der schon tun? Angenommen, morgen konnte er ihn decken und beschützen, aber übermorgen auch noch? Und in fünf, sieben, zehn Tagen? Der Pferdeknecht war ja mal im Stall, mal in der Kaserne, Bak aber war immer in der Nähe. Es ging nicht, die Sache zu vereiteln. Also ging Petka hin.

In dem Augenblick, als die Fremdlinge, die Bak entsprechend instruiert hatte, daran gingen, ihn von der Menge der „Choroschewskis“ abzurängen, zog er seine „Walther“ und schoss damit direkt vor sich ... dann nochmal und ein weiteres Mal. Er traf niemanden – die Hand wurde bei jedem Schuss nach oben gerissen – aber der Kampf war sogleich beendet: Beide Seiten begaben

sich panisch auf die Flucht. Petka kehrte allein zurück. Bakschejew, der am Eingang seiner Erdhütte stand, begleitete ihn mit stummem Blick. Die Schießerei kam für ihn vollkommen unerwartet, und nun galt es in Erfahrung zu bringen, wer genau den Kerl mit der Kanone versorgt hatte, um nicht zufällig gegen die Interessen irgendwelcher großen Leute zu handeln.

Kurz darauf kam eine Tussi in der Baracke vorbei, die niemand kannte, zerkratzte Ljuba das Gesicht, und damit war die Romanze mit dem geruchsintensiven Blondem auch schon beendet.

Drei Jahre waren vergangen. Petka absolvierte den gesamten Kursus der Wissenschaften und begab sich auf das Betätigungsfeld der Hausmeisterei, wurde Klempner; die Mutter kam als Straßenfegerin unter, und sie bekamen ein Zimmerchen im Souterrain. Ein neues Leben begann. Um fünf Uhr morgens ging es hinaus auf den Bürgersteig: den Schmutz wegkehren, Schnee schieben, Eis brechen. Petka ging seiner Mutter zur Hand und war den Rest des Tages unterwegs: hier war ein Heizkörper undicht, da ein Rohr verstopft ... es war keine schlechte Kundschaft: Offiziere, Generäle, der Trainer einer Fußballmannschaft, ein Radrennfahrer, ein Minister, der Chauffeur eines legendären Feldherrn, zwei Schriftsteller ...

Deren Kinder waren auch gut: Sie bauten Seifenkisten mit echten Kugellagern, spielten Fußball, im Winter bauten sie sich Eisbahnen, es gab keine kriminellen Cliques. Die Tarakanowka, Wagankowo – all das versank in der Vergangenheit, obwohl es doch immer irgendwie präsent blieb. An den Abenden war wieder der Bürgersteig dran, wieder das Brech- und Schabeisen, die Schaufel, der Besen und das Kehrblech. Moskau wurde damals so sauber gehalten, dass der Asphalt selbst mitten im Winter in einem ganz und gar sommerlichen Zustand war.

Zur gebotenen Zeit absolvierte Petka den Wehrdienst, und zur gebotenen Zeit kehrte er zu den Kloschüsseln und Steigrohren zurück.

Da hatte die Mutter einen neuen Verehrer – einen ziemlich zerknitterten Alten.

„Der ist aber sehr unansehnlich, Mutter.“

„Dafür ist er Seemann, Petenka: ein schwarzer Dienstroock, Schlaghosen, und an der Seite trägt er“ – Ljuba rollte mit den Augen – „einen Säbel ...“

„Einen Marinedolch. Na, dann ist's ja klar ...“

Inzwischen bemerkte Petka immer öfter, dass die Zeit seines Lebens irgendwie asynchron zu verlaufen begann. Während beispielsweise ein Fußballspiel im „Dynamo“-Stadion nach wie vor – ganz wie früher – fast eine Ewigkeit zu wahren schien, so sprangen manche Monate, ja selbst Jahre mit der Kürze von Augenblicken an ihm vorüber: ein Jahr – und schon waren die Baracken verschwunden, an ihrer Stelle wurden Gebäude aus Stahlbeton errichtet; ein weiteres – und es blieben keine Spuren mehr von den Wohnhäusern auf dem Friedhof; ein drittes, ein fünftes ... die Zeit rannte unaufhaltsam.

Die Großmutter gab es schon lange nicht mehr, auch die Mutter war gestorben, und auch der arglistige Bakschejew war irgendwo in den grenzenlosen Weiten des Vaterlandes verloren gegangen. Petka fand sich eine Frau, bekam Kinder, eine Wohnung und widmete sich mit unablässiger Beharrlichkeit der Zählung der Moskauer Wasserleitungen.

Er ging auf die Fünfzig zu, die Kinder wurden erwachsen. Ein unerklärliches Gefühl begann, von

Pjotr Andrejewitsch Besitz zu ergreifen. Erst war es kaum zu bemerken, aber es wurde immer stärker, bis zu dem Augenblick, als es seinen Verstand zu beunruhigen begann.

„Weißt du, was interessant ist ...“, sagte Pjotr einmal mitten in der Nacht. „Wie viele Menschen meines Jahrgangs sind inzwischen schon gestorben!“

„Na und?“ – seine Frau verstand ihn nicht.

„Ich aber bin am Leben.“

„Das ist doch gut“, befand sie.

„Gut mag das ja sein, aber irgendwie schulde ich jemandem etwas.“

„Wieviel?“, fragte sie, plötzlich leicht alarmiert.

„Verstehst du ... Schau, beispielsweise, als ich ein Kind war: Ich werfe eine Granate, und die Splitter surren und pfeifen durch die Luft, aber immer an mir vorbei. Einmal habe ich eine derartige Explosion veranstaltet, dass selbst der Flusslauf davon begradigt wurde ... die Steine flogen von der Detonation nur so durch die Gegend: Sie trafen Bäume, die dadurch brachen, aber ich kam auch hier vollkommen ungeschoren davon. Dann die Sache mit der Clique, ich bin hineingeraten wie ein Fisch ins Netz. Und auf einmal tut sich direkt vor meiner Nase ein Loch in diesem Netz auf – und ich bin davongekommen. Dann hat ein Kerl dort mich mehr oder weniger zum Abschuss freigegeben – wieder ging es glimpflich aus. Und ich selbst? Ich habe aus einer Pistole geradezu auf Anschlag auf Leute gefeuert – aber daneben geschossen, und so bin ich nicht zum Mörder geworden ... Was hat das alles denn zu bedeuten?“

„Was soll das denn heißen? Na ... du hast Glück gehabt, das ist alles.“

„Eben, das ist es ja: Ich habe Glück gehabt. Aber irgendwem schulde ich doch was dafür?“

„Was schuldest du denn?“

„Na, wenigstens ein ›Dankeschön‹...“

„Und wem?“

„Ich weiß es nicht.“

Die Frau sog die Luft hörbar durch ihre Nasenlöcher ein.

„Ich habe nicht getrunken.“

„Gehst die ganze Zeit zu deinen Generälen, die stecken dich mit ihrem Altersschwachsinn an ...“

„Was hat das denn damit ...?! Ach!..“

„Dann lass mich mit diesem Krimskrams in Ruhe, schlafe lieber ...“

„Das ist doch kein Krimskrams! Vielleicht ist es überhaupt das Wichtigste in meinem Leben!“

„Na, dann grübele darüber nach, aber störe mich nicht damit.“

„Ich werde grübeln.“

„Ganz richtig ...“

Pjotr Andrejewitsch begann zu grübeln.

1. eine Baureihe von Repräsentationswagen und Limousinen der Oberklasse, zwischen 1936 und 1958 in der Sowjetunion hergestellt – Verm. d. Ü. ←

Eine Arbeitseinheit

16.04.2016 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Damals war ich so ungefähr zwölf Jahre alt. Für mich vollkommen unerwartet nahm mich der angesehenste Angler unseres Dorfes als Kompagnon zum Angeln mit. Es ging damit los, dass er lange Jahre im diplomatischen Dienst außerhalb unseres Landes verbracht hatte und sich so hervorragende Ausrüstung verschaffen konnte, von der man bei uns damals nicht einmal hätte träumen können. Außerdem wusste er es, die Köder passend auszuwählen – er tauschte den Wurm gegen einen Brotklumpen oder gegen Teig, dem er mal Anisöl, mal Lippenstift mit einem konditoreiartigen Duft beimengte. Wir angelten unter einer Brücke, wo das Wasser bis zu zehn Meter tief war, was natürlich den Brachsen besonders gut gefiel. Wir angelten vom Boot aus, das wir an abgeschnittener Armatur festbanden, die aus den Stahlbetonträgern ragte. Zu meinen Pflichten gehörte es, die Würmer vorzubereiten und mit dem Kescher zu arbeiten, wenn es galt, größere Exemplare aus dem Wasser zu bugsieren. Unser Handwerk lief gut, und so kam es, dass wir jeden Tag jemanden an unserem Fang teilhaben lassen konnten.

Unsere Beschäftigung begann tief in der Nacht und kam immer pünktlich um sieben Uhr morgens zum Erliegen, wenn sich nämlich das kleine Fahrgastschiff der Brücke näherte. Es galt, die Ausrüstung einzusammeln, das Boot vom Betonpfeiler abzustoßen und es so lange festzuhalten, bis sich die von dem kleinen Schiff aufgewühlten Wellen gelegt hatten. Diese Handgriffe hatten wir bis zur Perfektion eingeübt: Der Diplomat stemmte sich mit dem Bein, ich mit dem Ruder ab. Doch eines Tages spielte uns diese Perfektion einen Streich: Vielleicht haben wir uns zu stark abgestoßen, oder vielleicht war die Welle höher als gewöhnlich ... Fest steht eines: Mein Kompagnon konnte sich nicht halten und fiel ins Wasser. So bekam der übliche Tagesverlauf auf ganz und gar entschiedene Weise eine Wendung, die eine Abfolge von unerwarteten Ereignissen nach sich zog.

Zurück ins Boot zu klettern gelang ihm nicht, nicht einmal mit meiner schwächlichen Hilfe: Die Kleidung hatte sich voll Wasser gesogen und er vermochte es nicht, den Bord des Bootes zu überwinden. Ich musste ihn abschleppen, allerdings nicht zu unserem Dorf, das ungefähr zwei Kilometer entfernt lag, sondern zum Nachbardorf, das sich jenseits der Brücke befand. Wir schafften es bis dahin. Er kletterte an Land und warf verkrampft seine Jacke, sein Hemd, die Schuhe und Hosen ab ... und behielt nur seine hellblauen Seidenunterhosen und einem Strohhut mit breiten Krempe an, und trippelte, vor Kälte zitternd, barfuß zur nächstgelegenen Hütte, über der sich einladend der Rauch aus einem Ofen kräuselte. Ich bewegte mich hinter ihm her. Er brachte den Windfang hinter sich und klopfte behutsam an die Tür – es erfolgte keine Antwort; er klopfte wieder, etwas lauter – niemand meldete sich. Dann öffnete er die Tür einen Spalt weit und gab, noch im Türrahmen stehend, folgende offizielle Erklärung ab:

„Ich bin Diplomat und habe als Konsul gearbeitet ...“

Wo er als Konsul gearbeitet hat, konnte ich nicht mehr hören: Ein gusseisernes Töpfchen, voll mit gekochten Kartoffeln, kam, von einer Ofengabel abgefeuert, wie aus einem Katapult geschossen auf uns zugeflogen – gut, dass der Diplomat es noch rechtzeitig schaffte, die Tür wieder zu schließen. Wir standen eine Zeitlang schweigend da, dann sagte er:

„Wollen Sie es vielleicht einmal versuchen?“

Ich konnte mir denken, dass das gusseiserne Töpfchen, das uns zugeflogen kam, wohl nicht das einzige in diesem Ofen gewesen sein mochte, doch nun gab es kein Zurück mehr.

„Tantchen!“, schrie ich. „Wir sind von den Datschen! Aus Bulawino! Das Onkelchen ist aus dem Boot gefallen und vollkommen durchnässt!“

„Von den Datschen?“, fragte sie nach, als sie die Tür öffnete. „Dann kommt herein. Wartet, ich will erst noch die Kartoffeln einsammeln – die habe ich für das Ferkel gekocht.“

„Guten Morgen!“, grüßte der Diplomat, nahm dabei mit der einen Hand den Hut mit den breiten Krempe ab und bedeckte mit der anderen den Eingriff an den hellblauen Unterhosen. Und schlurfte eilends zum Ofen.

Die Hausherrin gab ihm einen Damenkittel und begab sich darauf mit mir hinunter zum Fluss, um die durchnässten Sachen zu holen. Ich nahm derweil meine simple Spinnangel, die ich eigenhändig aus Wacholderholz gebastelt hatte, und ging am Flussufer entlang, während ich immer mal wieder den wie einen kleinen Barsch aussehenden Blinker einwarf. Nachdem ich ihn ein paar mal eingeworfen hatte, fing ich den ersten Hecht meines Lebens.

Ich legte ihn ins Gras, ungefähr zehn Meter vom Ufer entfernt, damit er sich nicht wieder auf und davon macht. Und machte mich aufgeregt daran, den Blinker wieder und wieder einzuwerfen – es konnte ja sein, dass noch einer beißt. Und plötzlich bemerkte ich, dass mein Fisch verschwunden war; ich rannte hier- und dahin – er war weg. Ich hob den Blick und sah, dass mein Hecht sich bereits oben auf einer Anhöhe befand – ein großer, schwarzer Kater war gerade dabei, ihn fortzuzerren. Doch ich konnte ihm die Beute wieder streitig machen; der Schwanz des Hechts war leicht angenagt, aber alles andere war noch in bester Ordnung.

Inzwischen begann die Sonne zu wärmen; ich schloss daraus, dass es mit der Angelei zu Ende war, und ging nach Hause. Den Diplomaten störte ich nicht mehr, denn ich nahm an, dass er gut und gerne eingeschlummert sein mochte, während seine Sachen auf dem Ofen trockneten.

Als ich meinem Vater den Fisch vorlegte, war er aufrichtig verwundert. Und dann brachte er mich in Verlegenheit:

„Du wolltest doch Flachs raufen. Die haben heute damit angefangen ...“

Ja, das wollte ich. Ich habe diesen Flachs zur Zeit seiner Blüte so lieb gewonnen, dass die Hausherrin mir versprach, mich mitzunehmen, wenn die Zeit der Ernte gekommen war. Allerdings erhoben der Konsul und ich uns sehr früh, noch bevor der Brigadier, der mit einem Pferdewagen unterwegs war, mit dem Griff seiner Knute ans Fenster klopfte. Am Vorabend hatte es ja keinerlei Erwähnung von Flachs gegeben, und im Verlauf der Nacht hatte sich alles komplett geändert. Womöglich war inzwischen der Agronom dagewesen: Der rast mit seinem alten Motorrad über die Dörfer und erteilt verschiedene Anweisungen ... Ich sprang durch den Gemüsegarten hinaus aufs Feld. Fand unsere Hausherrin, und die zeigte mir, was zu tun sei, und verließ mich. Allerdings richtete sie, sooft sie sich in der Nähe befand, meine Garben und sprach dabei: „Kleine Händchen hast du, die fassen noch nichts. Ansonsten aber nicht schlecht, du kommst zurecht!“ Wir aßen auf dem Pferdewagen des Brigadiers zu Mittag; die Frauen bewirteten einander mit Milch und Brot, und fütterten auch mich. Und dann ging es wieder

daran: Mit der rechten Hand reißt man das Flachs heraus, und in die linke legt man es ...

Ich kam vollkommen entkräftet nach Hause. Die Hausherrin sagte, dass ich mir eine Arbeitseinheit¹ verdient hätte. Sie rief mich in ihren Abstellraum, wo sie einen Sack voll mit Hirse stehen hatte, und sprach: „Nimm, wie viel du kannst“. Ich schöpfte mit beiden Händen und fragte:

„Und das ist jetzt eine Arbeitseinheit?“

„In bester Weise.“

„Und was soll ich nun damit tun?“

„Nun, geh doch und füttere die Glucke damit.“

Diese Glucke wurde einmal von einem Lastkraftwagen angefahren, aber nicht tödlich, obschon es sie dabei ordentlich zerfleddert hatte. Nach dieser Art Ereignis wartete unweigerlich die Suppe auf sie, doch war es mir gelungen, die Glucke in Schutz zu nehmen und dann auch noch, sie gesund zu pflegen. Ich verband ihr den verletzten Flügel, und behandelte ihre geschundenen Läufe mit der Creme, die eigentlich für meine Kratzer und Schrammen bestimmt war. Bestimmt tat ich das nicht besonders gut und nicht besonders richtig, doch die Glucke wurde wieder gesund und unterschied mich fortan von allen anderen Menschen. Beispielsweise bemühte sie sich, mir persönlich mitzuteilen, dass sie ein Ei gelegt hatte, und zeigte mir, wo es zu finden war.

Ich ging hinaus in den Hof, rief die Glucke, woraufhin sie die Brut verließ und zu mir gelaufen kam.

„Hier“, sagte ich ihr, „ich habe dir eine Arbeitseinheit verdient“, und streckte ihr meine Handflächen entgegen.

Die Glucke kostete von der Gabe. Da kamen auch schon die anderen Hühner gelaufen und pickten die ganze Hirse auf. Beim Abendessen, bei dem wir die vom Vater zubereiteten Hechtfrikadellen verzehrten, sagte die Hausherrin:

„Die Angelei will dir viel besser gelingen als der Ackerbau. Du solltest also Fische fangen, Sohn, und die Landwirtschaft überlässt du anderen.“

Ihr wurden damals ganze elf Arbeitseinheiten gutgeschrieben.

1. Zwischen 1930 und 1966 wurde in der Sowjetunion die Leistung in den Kolchosen in Arbeitseinheiten (wörtl. eigtl. „Arbeitstage“ oder „Manntage“) gemessen. Nach Abzug der Pflichtabgaben an den Staat wurde der Überschuss der Kolchosen – in der Regel in Form der produzierten Naturalien – nach geleisteten Arbeitseinheiten an die Kolchosenarbeiter ausgegeben. – Verm. d. Ü. ←

Etwas nicht Wiedergutzumachendes

05.10.2015 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Es war ein Jahr, in dem die Cholera wütete. Die Schauspielerin wurde krank. Man musste deswegen die Planung der Dreharbeiten ändern. Man versandte Telegramme an die Schauspieler, die sich gerade noch im Urlaub befanden. Eines der Telegramme allerdings brachte die Post zurück: „Unbekannte Adresse“. Der Regisseur sagte: „Ohne diesen Menschen wird nichts aus dem Film. Wir müssen den suchen“. Wir arbeiteten da gerade in Lettland, zu suchen aber hatten wir in Litauen. Die litauischen Schauspieler, die bei den Dreharbeiten zugegen waren, bezeichneten die Adresse ebenfalls als offensichtlichen Unsinn, konnten sich allerdings daran erinnern, dass der für unser Werk so notwendige Mann normalerweise irgendwo in der Nähe von Kaunas Urlaub macht. Auf einem einsamen Gehöft. Bei einem See. Seine Landsleute wussten nichts, was über diese Angaben hinausginge. Also fragte der Regisseur mich:

„Findest du den?“

Das fragte er mich durchaus nicht aufgrund eines großen Vertrauens, sondern weil ich für ihn so wenig Wert besaß; ich war einfacher Arbeiter im Filmteam, und die sowjetische Kinematographie konnte leicht ohne mich auskommen.

„Ich versuche es.“

„Wieviel Geld brauchst du?“

„Fünzig Rubel.“

Er sagte, dass das nicht genügen würde, und gab mir sechzig – das war zu den damaligen Zeiten der Mindestlohn. So wurde ich auch bei den Dreharbeiten bezahlt.

Bis Kaunas kam ich ohne Schwierigkeiten. Am Busbahnhof sah ich einen Liniennetzplan der dortigen Linienbusse – dort war ein See eingezeichnet, aber es gab keine Buslinien, die dahin fuhren – sie drehten allesamt in irgendwelche anderen Richtungen ab. Ich löste ein Ticket bis zu einer dieser Abbiegungen, hielt der Kassiererin das Telegramm mit der falschen Adresse hin, worauf sie nur mit den Schultern zuckte.

Wir kamen bis zu einer kleineren Ortschaft, und ich stieg auf dem Hauptplatz aus – doch wohin nun? Es war menschenleer und es gab niemanden, den man hätte fragen können ... Aus den offenen Pforten einer katholischen Kirche quoll Orgelmusik: Es erklang Bach. Und ausgerechnet diese seine Invention hatte ich seinerzeit in der Musikschule selbst gespielt. Hier fehlte allerdings eine Note – ein Fis. Ich betrat die Kirche: Über dem Eingang gab es eine kleine Empore, und dort befand sich, allem Anschein nach, das Musikinstrument. Schon bald wurde ich bemerkt, und die Musik verstummte. Der Interpret erhob sich – es handelte sich um einen Jüngling in meinem Alter. Er sagte etwas auf Litauisch. Da ich das nicht verstand, breitete ich ratlos meine Arme aus.

„Was wollen Sie?“ – der Musiker wechselte in die russische Sprache.

„Wo ist denn das Fis?“, fragte ich ihn.

„Es gibt kein Fis“, antwortete er und seufzte.

„Es ist nicht gut ohne Fis.“

„Ja, das ist schlecht“, war er einverstanden. „Wollen wir einmal gemeinsam nachsehen?“

Ich erklomm die Stufen der engen Treppe. Gemeinsam waren wir wagemutiger und zerlegten die Orgel, soweit das möglich war: Eines der Ventile war durch einen ausgetrockneten Mäusekadaver verklemmt.

„Sieht ja ganz so aus“, sagte ich, „als sei Ihre Kirche nicht eben reich.“

„Wie sollte sie auch ...“

Er erzählte, dass er am Konservatorium studierte und in den Ferien zu seinen Eltern gefahren war, und die Gelegenheit nutzen wollte, sich etwas Geld zu verdienen, jedoch zahlte man ihm nur sehr wenig. Ich erzählte ihm meinerseits, wo ich studiere, wo ich den ganzen Sommer über untergekommen war und wie viel man mir zahlt. Bei dieser Gelegenheit zeigte ich ihm auch das unglückselige Telegramm. Da sagte der Junge:

„Wir müssen mal den Pfarrer fragen – der kennt hier alles“, und nach diesen Worten ging er fort.

Ich aber setzte mich an das Musikinstrument, pumpte mit den Pedalen Luft auf, schlug einen Akkord an und erstarrte vor Begeisterung – so reich und räumlich war der Klang. Ich sah mir die Noten an – es handelte sich um das Repertoire des Organisten – erschloss mir vom Notenblatt aus einige unkomplizierte Kompositionen, und ging dann daran, einfach alles zu spielen, was mir in den Kopf kam. Für mich vollkommen unerwartet beeindruckte besonders der Orgelklang russischer Lieder: beispielsweise wurde aus der „Zarten Eberesche“¹ ein regelrechter Choral. Der Musiker brachte frohe Botschaft: Das Wort, mit dem in der Adresse auf dem Telegramm ein Bezirk bezeichnet wurde, war in Wirklichkeit die Bezeichnung eines Gestüts, das sich zwanzig Kilometer von hier entfernt befand. Die Worte freilich, mit denen in der Adresse die Poststelle und das Gehöft bezeichnet wurden, blieben einstweilen ein Rätsel.

Zum Abschied sagte er mir:

„Der Pfarrer lebt direkt hier nebenan, die Fenster stehen offen ...“

Da sagte ich ihm:

„Verzeih mir, mein Freund!“

„Ach, alles in Ordnung, mach dir keine Sorgen. Es gibt da ein Lied, das ihm sehr gefällt. Er sagt, er mag es seit seiner Kindheit. Eigentlich stammt er aus Petersburg, er ist einer von den russischen Litauern. Würdest du es spielen? Da war irgendwas mit einem hundertjährigen Baum, aber was für ein Baum, das habe ich vergessen ...“

Ich ging im Geiste die mir bekannten Bäume durch und versuchte, einen hundertjährigen darunter zu finden, und schließlich ließ er sich auffinden:

„Die ›Hundertjährige Linde‹?“

„Ja, genau! Spiel es!“

Die Linde, so muss ich sagen, klang nicht weniger grandios als die Eberesche. Der Organist wiederholte die Melodie dieses alten Liedes nach mir, und damit nahmen wir Abschied voneinander.

Das Gestüt musste ich mithilfe von Mitfahrgelegenheiten suchen. Zuerst handelte es dabei sich um einen Motorroller, dann um ein Motorrad, danach um den Radtraktor des Gestüts und am Ende des Wegs um ein Fahrrad, auf dessen Stange mich ein kleiner Junge durch ein Kiefernwäldchen zu dem verborgenen Gehöft brachte. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt bereits, dass man statt der Poststelle den Namen eines hiesigen Flüsschens in die Adresse des Telegramms eingetragen hatte, dafür aber hatte man dort die Bezeichnung des Gehöfts korrekt angegeben – doch wer von außerhalb dieser unmittelbaren Gegend sollte die denn kennen?

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, welche von einem vom Lauf der Zeit schwarz gewordenen Bretterzaun umgeben waren, bildeten ein Quadrat. Ich schob die Zaunpforte auf und fand mich auf einem weitläufigen Hof. Ich mutmaße, bei welcher der Türen es sich wohl um den Eingang ins Wohngebäude handelte, und klopfte. Es gab keine Antwort. Ich betrat also das Haus und fragte:

„Jemand da?“

„Ja, ja“, hörte ich eine krächzende, erkältete Stimme.

So begann die Bekanntschaft mit dem Mann, ohne den unser Film nicht stattfinden würde. Er stellte mich auch gleich durch das offene Fenster seiner Frau vor: Diese sammelte dreißig Meter vom Haus entfernt Pilze. Dann gruben wir nach Regenwürmern, ich bekam Angeln, ein Boot, und paddelte auf die Mitte des großen Sees, um in dem kristallklaren Wasser Fische zu fangen. Das Abendbrot wurde entsprechend reichhaltig: Die Hausherrin briet sowohl eine Menge an Rotkappen, als auch an Barschen.

Ich fragte sie nach dieser rätselhaften Adresse. Sie konnten lange Zeit nicht begreifen, wie diese zustande gekommen war, kamen allerdings schließlich auf Folgendem überein: Der Regisseur bekam einen Zettel in die Hand, der für einen befreundeten Schauspieler bestimmt war, welcher mit dem Auto hier vorbeikommen wollte. Und zur Orientierung waren darauf das Gestüt und das Flüsschen vermerkt.

„Es hat sich ja nun herausgestellt, dass diese Sache durchaus wiedergutzumachen gewesen ist“, sagte die Ehefrau freundlich.

„Wie im Übrigen alles und immer“, schloss ihr Ehemann.

„Nein“, erwiderte sie unerwartet streng, „nicht immer: Nämlich nur, solange jemand für uns betet.“

Meine Dienstreise war also glücklich und erfolgreich verlaufen, und zehn Rubel konnte ich sparen und dem Regisseur zurückgeben. Im Winter war das Theater, in dem dieser Schauspieler auftrat, auf Gastspielen in Moskau. Wir trafen uns nach der Vorstellung, erinnerten uns an die Rotkappen, die Barsche, und an das Telegramm: „Ich habe denen doch die Postanschrift dagelassen! Aber beim Kino wird immer wieder alles durcheinandergebracht“, lachte er. „Im Übrigen ist es so, wie meine Frau sagt: ›Diese Sache ist durchaus wiedergutzumachen‹.“

„Solange jemand für uns betet“, ergänzte sie.

Einige Jahre später erfuhr ich, dass niemand mehr für ihn beten kann.

-
1. gemeint das russ. Volkslied „Zarte Eberesche“ („Что стоишь, качаясь, тонкая рябина“), nach einem Gedicht von Iwan Surikow (1841-1880): „Was stehst du, zarte Eberesche, schwankend wie im Tanz, deine Zweige neigend bis zur Erde ganz?..“ - Verm. d. Ü. ←

Die einzige Sorge

24.07.2015 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Einer meiner Bekannten bekam Besuch von seiner Tante aus der Krim, welche darum bat, in das Dreifaltigkeits-Sergius-Kloster begleitet zu werden. Zu dieser Zeit weilte ich in Moskau. Er rief mich zu sich, und wir machten uns gemeinsam auf den Weg. Kaum waren wir durch die Klosterpforten gegangen, brach die Tante in Tränen aus: Ich erfuhr, dass ihr Neffe gar nicht getauft sei, und das es folglich nicht möglich war, kirchlich für ihn zu beten.

„Seine älteren Schwestern sind getauft, aber als er geboren wurde, gab es den Batjuschka nicht mehr. Jeden Morgen bete ich für alle Verwandten, ich gedenke ihrer aller, habe auch jetzt die Zettel mit ihren Namen mit ins Kloster gebracht: Dort stehen alle Namen vermerkt bis auf seinen. Das ist meine einzige Sorge ...“

Wir verehrten den heiligen Sergius, gaben die Namenszettel ab, standen den Gottesdienst durch. Die Frau wollte am nächsten Morgen an der Kommunion teilhaben, und die Mönche halfen uns dabei, sie eine Nacht lang bei irgendeiner Großmutter unterzubringen. Der ungetaufte Neffe und ich machten uns indes auf den Rückweg. Am kommenden Tag fuhr er wieder hin und brachte die fröhliche Pilgerin wieder zu sich zurück.

Es ging viel Zeit ins Land. Mein Bekannter legte eine gefährliche Unentschlossenheit in dieser für unser Dasein doch höchst wichtigen Frage an den Tag. Erst dachte er sich aus, dass er unbedingt nur von mir getauft werden wollte, aber da ich sehr weit weg von Moskau diente, wurde daraus nichts. Später versetzte man mich an eine Moskauer Kathedrale, die sich ganz unweit des Wohnorts meines Bekannten befand: Er tauchte kein einziges Mal bei den Gottesdiensten auf und ging überhaupt daran, mich zu meiden. Kirchliche Leute wissen ja ziemlich genau, wer es ist, der einen Menschen daran hindert, sich taufen zu lassen, zu beichten, die Kommunion zu empfangen – anders gesagt, in Gemeinschaft mit Gott zu treten: Teufelchen und böse Geister ...

Einmal, als ich auf der Krim war, beschloss ich, die Pilgerfrau zu besuchen; zum Glück hatte ich mir auf wundersame Weise ihre Adresse gemerkt. Ich war mit Freunden von einer Kirche zur nächsten, von einem Kloster zum nächsten unterwegs, dabei machten wir einen Abstecher in das kleine Dorf. Die Leute dort wiesen mir ein Haus. Ich klopfte an der Pforte, bekam aber keine Antwort, doch hörte ich deutlich laute Männerstimmen. Ich begab mich in den Hof: Die Tür zum Haus stand sperrangelweit offen, und dort saß die deutlich gealterte Tante auf dem Bett, mit einem Evangelium in der Hand. Sie schlief. Aus dem Radioempfänger tönte in voller Lautstärke eine Debatte im ukrainischen Parlament, wobei dort die einen hastige Fragen auf Ukrainisch stellen, andere, ohne groß nachzudenken, sofort auf Russisch antworteten ... Ich stellte das Radio ab, weckte die Tante, und wir unterhielten uns.

„Mir geht es gut“, sagte sie, „Gott sei Dank. Musste noch kein einziges Mal ohne Abendbrot zu Bett gehen. Ich habe nur eine einzige Sorge: Ich will, dass mein Neffe getauft wird ... Bitte, helfen Sie mir, denn man weiß ja nie – stößt ihm etwas zu, dann wird nie jemand für ihn beten können ... Er ist ja ein herzensguter Kerl, aus einer orthodoxen Familie, war sehr gut in der Schule, hat seinen Wehrdienst mit Bravour absolviert. Dann ging er den Weg des Komsomol – ein

Unglück, natürlich – und die Leiter im Komsomol sind weit schlimmer als die in der Partei: Letztere müssen wenigstens für irgend etwas Verantwortung tragen, aber die ... nur leeres Geschwätz. Von der Kreisleitung ging er zur Zeitung und hat sich bis nach Moskau hochgearbeitet.

Eigentlich stammen wir aus Kostroma, ich kam erst nach dem Krieg hierher – das hat sich eben so ergeben. Ich habe weder einen Ehemann, noch habe ich Kinder, überhaupt keine Verwandten außer meinen Neffen mehr – ich habe sie alle überlebt.

Ich kämpfe mich aus letzten Kräften durch: Ich warte darauf, bis er endlich getauft wird.

Dann werde ich zum Herrn sagen: ›Nun lässt Du, Herr, Deine Magd, wie Du gesagt hast, in Frieden scheiden‹, und ab zur ewigen Ruhe. Nur eine, nur diese einzige Sorge habe ich, glauben Sie mir ...“

Ich glaubte es ihr.

Als ich aus Berlin zurückkehrte

18.05.2014 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Als der Krieg begann, wurde Boris einem wichtigen Kommandeur als Offiziersbursche beigeordnet. Saschka musste man noch niemandem beordnen – seine Jahre waren noch zu jung. Er aber lief unvermittelt fort. Im Ort sagte man, dass der Priester, mit dessen Sohn Saschka befreundet war, an allem schuld sei. Nach dem Motto, er habe sie zu Hause besucht, verdarb immer weiter, so dass er schließlich diese Dummheit beging und nun an vorderster Front im Krieg kämpft.

Er war ein Possenreißer, ein Spaßmacher, ein bisschen auch ein Chaot, und genau solche schätzt man in den Schützengräben. Tatsächlich musste er für diese seine Qualitäten auch einmal leiden. Als er einmal, um Meldung zu machen, zum Stab kam, beschloss Saschka, vor dem Rückweg eine Mütze voll Schlaf zu nehmen – der Tag war heiß, und der Kämpfer war ermattet. Kaum, dass er es sich im Schatten eines Baumes bequem gemacht hatte, kam auch schon ein Offizier heran: „Brüderchen, du kommst doch von den vordersten Linien?.. Was gibt es da bei euch Neues?.. Was denn, gar nichts?.. Schade ... Wir Reporter sitzen hier schon den zweiten Tag ganz ohne irgendwelche Neuigkeiten herum – es gibt nichts, was wir an die Redaktion schicken könnten, und unsere Vorgesetzten schimpfen schon mit uns.“ – Zu der Zeit herrschte im Verlauf der gesamten Front tatsächlich so etwas wie Stillstand. Saschka schlief ein, wurde aber bald wieder geweckt: Es kam noch ein Reporter. Kurz darauf noch ein dritter. Dem ruhmreichen Krieger wurde es langweilig, mit ihnen zu reden, und er brummte aus Spaß: „Wir haben von Brock gefangen genommen.“ Der dritte lief davon. Dann kamen noch irgendwelche Leute, vielleicht waren es auch wieder der erste und der zweite, fragten nach, und Saschka antwortete aus dem Halbschlaf, ohne die Augen zu öffnen: „Ja, gefangen genommen ... von Brock, ja.“ Da stürzten die Reporter zur Verbindungsstelle, telefonierten mit Moskau, und dort wurde die Nachricht geprüft; das Ergebnis war, dass es sich um Desinformation handele. Nun schon wurde Saschka richtig geweckt: Es kamen zwei Soldaten mit Maschinenpistolen. Diesmal musste er bei der Abteilung für militärische Gegenaufklärung Rede und Antwort stehen. Er konnte aber nichts weiter hervorbringen als: „Sie haben mich nicht schlafen lassen.“ – „Was soll ich nun mit dir tun?“, fragte der Nachrichtenoffizier. „Schicken Sie mich nach Hause, Genosse Major, ich meine, zurück an die Front“, bat Saschka. „Schon wieder Späßchen? Ich werde dich zurückschicken, aber erst wirst du das Scheißhaus auf Hochglanz polieren; diese Reporter haben uns dort alles verdreckt.“ „Gestatten Sie, den Befehl auszuführen, Genosse Major?“ – „Führe ihn aus. Danach erstattest du mir Bericht – ich werde es kontrollieren.“

Aus Saschkas Sicht verlief der Krieg für ihn hervorragend: Nur drei Verwundungen, und auch die waren nur leicht; er schaffte es damit nicht einmal in die Lazarette im Hinterland. Weder mit dem verbundenen Brustkorb, noch mit dem am Hals aufgehängten Arm oder mit der Krücke gelangte er je weiter weg als bis zum Sanitätsbataillon. Er verdiente sich zwei Tapferkeitsmedaillen, je eine „Für die Befreiung“ und „Für die Einnahme“ gewisser Städte und kritzelte die Bezeichnung seines Armeeverbands direkt auf den Reichstag.

Boris hatte einen gänzlich anderen Kampf zu kämpfen: Immer an der Seite des Generals, in den warmen Stabsquartieren, und was seine Auszeichnungen angeht, so waren sie zahllos. Aber auch

Boris wurde verwundet. Eine ärgerliche Verwundung – ganz am Ende des Krieges. Als ihre Panzerkolonne in die nächste tschechische Stadt einrückte und Boris neben seinem General obenauf dem Panzer saß, schon dazu bereit, die Blumensträuße zu fangen, die man ihnen entgegenwarf – denn so war es bisher immer – eröffnete jemand das Feuer. Der Kommandeur verschwand sogleich in der Luke, Boris tauchte kopfüber hinterher, allerdings waren die Taschen seiner Stiefelhosen mit irgendwelchen Kriegstrophäen vollgestopft; er blieb stecken, und zwar so, dass die untere Hälfte seines Leibs samt der zappelnden Beine aus dem Turm des Panzers ragte. Die Kugel des Feindes traf an einer Stelle, an der die Verwundung doppelt unangenehm war. Boris bekam einen Orden, den er noch nicht hatte, und wurde nach Hause entlassen. Er nutzte die Kommunikationsmittel des Stabsquartiers, um seinen jüngeren Bruder ausfindig zu machen, und so verabredeten sie sich, gemeinsam in die Heimat zurückzukehren.

Sie fuhren mit einem Sonderzug, in einem wunderbar ausgestatteten Waggon und in eigenem Abteil. Saschka lud die Offiziere ein und feierte mit ihnen, erzählte ohne Unterlass Geschichten und Witze, Boris aber lag derweil bäuchlings auf der oberen Liege und hatte Mühe, die ihm immer wieder dargebotenen Schnapsgläser zu leeren. Als alle gegangen waren und Saschka auf seine Liege fiel, um zu schlafen, begann Boris damit anzugeben, er führe einen ganzen Waggon voller Zeugs mit. Er ließ seinen Kopf herabhängen und redete über Schlösser und Paläste, in denen sein General untergekommen war, über wertvolle Museumsexponate, antiquarische Waffen, Standuhren, und versprach Saschka, ihm etwas davon abzugeben ... Der jüngere Bruder interessierte sich allerdings gar nicht dafür und begann zu schnarchen.

Am andern Tag wurde die Siegesfeier fortgesetzt: Ganz wie tags zuvor saßen die Offiziere am Tisch, und genauso lag auch Boris wieder auf der oberen Liege. Er hatte nichts gegen Gäste einzuwenden – die Gäste waren ihm beim Heruntersteigen behilflich, sobald sich bei ihm eine solche Notwendigkeit ergab. Und dann, als Saschka das Abteil gerade verlassen hatte, sprachen die Offiziere plötzlich von Gerüchten, der Zug solle inspiziert werden – in Brest oder irgendeinem anderen Ort. Es hieß, die Leute vom Geheimdienst filzen gerade jetzt alles, was sich Richtung Heimat bewegt, und ein General habe schon die Sterne seiner Schulterstücke verloren, für nichts weiter als einen Pullmanwagen voller Trophäen.

Boris bat darum, dass man ihm beim Heruntersteigen helfe, und machte sich dann langsam auf in Richtung des letzten Waggons. Er war lange fort – um die zwei Stunden, so dass ihn jedermann schon vergessen hatte. Er kehrte vollkommen abgekämpft zurück und hielt zwei kleine Säbel in den Händen. Diese Säbel steckte er unter den Tisch, der Verwundete wurde auf die obere Liege gehievt und alles ging weiter seiner Wege. In der Nacht begann der wieder von oben herabgehängte Kopf zu weinen: Alle Bahnwärter hier habe er für den Rest ihres Daseins versorgt. Der jüngere Bruder ließ keinerlei Mitgefühl erkennen und begann wieder zu schnarchen.

In Brest aber gab es keinerlei Kontrollen.

Boris wollte sich erschießen. Die Offiziere schafften es, ihm die Ehrenwaffe zu entwenden und versteckten sie unten – zum Glück konnte der Verwundete nicht selbständig hinabsteigen.

Kurz, die kleinen Säbel und die Standuhr, welche er aufgrund der Schmerzen in den hinteren Muskeln nicht aus dem letzten Waggon zu schieben imstande war, schafften es bis ans Ziel.

Nach dem Krieg gerieten beide Brüder nach Moskau: Saschka als Busfahrer, Boris als Wirtschaftsmann in ein Ministerium. Am siebzigsten Geburtstag des älteren Bruders schwelgten sie in Erinnerungen an den Krieg und kamen dabei schließlich von ihrer Rückkehr in dem Sonderzug zu sprechen; Saschka ließ wie beiläufig fallen, dass er es gewesen ist, der damals das Gerücht von der Kontrolle in Brest gestreut habe. Boris schaute ihn lange und verständnislos an und sagte dann:

„Warum?“

„Du hast mich doch nicht schlafen lassen: Kaum, dass ich die Augen zumachte, redetest du haufenweise Unsinn zusammen.“

„Von wegen ›Unsinn‹, das war ein ganzes Vermögen!“

„Ach, zum Geier damit!“, erwiderte Saschka und gähnte.

Und da ergoss sich allerlei zorniges Wehklagen über ihn.

Saschka aber hörte sich all das nicht lange an und sagte: „Ich will 'ne Runde pennen“, und fuhr nach Hause.

Nächtliche Intendanten

24.05.2013 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

In den Zeiten meiner Kindheit war der Großteil der Männer Militärangehörige. Sie hatten soeben erst die stärkste Armee der Welt zerschlagen, und in ihrer Mitte lebte es sich besonders sicher.

Wir kannten uns bestens mit den verschiedenen Waffengattungen aus. Die höchste Autorität genossen, ganz klar, die Flieger und Seeleute, danach die Panzermänner, die Artilleristen, die Infanterie, die Eisenbahntruppen und die medizinischen Dienste ... Leute vom NKWD mochte man nicht. Niemand mochte sie. Selbst in einem überfüllten Bus wagte es niemand, einen Offizier mit einer blauen Mütze zu berühren, und in seiner Nähe gab es immer Raum – ein Feld der Unverträglichkeit. Dann gab es auch noch die mit den weißen Schulterstücken, also die Intendanten. Sie trugen ganz schmale, silbrige Schulterstücken. Zu den Intendanten hatten wir einfach gar kein Verhältnis, wir taten immer so, als würden wir sie nicht bemerken.

In diesen Zeiten hörte ich in der Sauna den Bericht eines gewissen Frontsoldaten davon, wie er einmal, im Jahr einundvierzig, für einen Tag von der Front nach Moskau kommandiert wurde. Als er nachts durch das Zentrum der verdunkelten Stadt schritt, flogen plötzlich die Türen eines recht bekannten Restaurants auf, und außer einem Lichtkegel quoll eine angetrunkene Gesellschaft hinaus auf die Straße: ein Intendant und eine Gruppe Zivilisten.

„Hey, Frontsoldat“, riefen sie. „Warum habt ihr Rschew aufgegeben?“

Vermutlich habe ich nicht so genau zugehört, denn das Interessanteste in der Sauna sind die Spuren von Kriegswunden: da eine Kugel, dort ein Granatsplitter, und dieses Netz aus bläulichen Punkten waren Spuren einer Verbrennung mit Schießpulver; ein entstelltes Gesicht und Hände – der da brannte in seinem Panzer ...

Ungefähr zehn Jahre später geriet ich in ein berühmtes Haus. Berühmt war es durch seinen unlängst verstorbenen Hausherrn: Seine Verwandten erinnerten sich noch an die Beerdigung, und an den Abenden schauten seine Freunde herein – ohne sich vorher anzumelden, ganz wie in den Zeiten zuvor. Wir Halbstarken waren mit unseren leichtsinnigen Dingen beschäftigt und interessierten uns wenig für das Leben dieser wunderbaren Menschen. Teils aus einer der Jugend eigenen Unverständigkeit, und teils, weil es damals noch so viele von ihnen gab.

Es handelte sich um Frontdichter. Menschen eines eigenartigen Schlags, die Eigenschaften in sich vereinten, welche unter normalen Umständen schwerlich in ein und demselben Menschen Platz finden. Und wie die Frauen sie liebten! Ganz abgesehen davon sind Männer nie so hoch im Preis wie nach einem Krieg. Und je blutiger ein Krieg, desto teurer werden die Männer.

Diese so wertvollen Leute hätte man anhören sollen, so viel es irgend ging, und einem jeden ihrer Worte lauschen, wir aber hatten keinen Sinn für sie. Glücklicherweise sind einige dieser Worte, die mir zu dem einen Ohr eindringen, nicht gleich wieder zum anderen Ohr herausgefliegen. Es ging um einen bekannten Dichter und Liedermacher, der zu Zeiten des Kriegs von der Front nach Moskau geflogen kam, um sich dort mit einem nicht minder bekannten Komponisten zu treffen. Sicherlich kam es nicht zu dem Treffen, weil den beiden gerade danach war, sondern weil es dafür den Segen des Oberbefehlshabers gab, der befahl, dass man in kürzester Zeit ein

sehr gutes Lied schreibe, wonach die beiden unverzüglich an ihre Dienstorte zurückzukehren hatten; das hieß für den einen zurück in die Redaktion einer Armeezeitung, für den anderen in eine fahrende Musikerbrigade.

Die beiden arbeiteten im Hotel „Moskwa“, und sie arbeiteten rund um die Uhr. Und da wurde in ihrem Stockwerk ein Intendant untergebracht, der gerade einen Waggon voll von wer weiß was für Dingen aus Taschkent nach Moskau gebracht hatte. Dieser Intendant kehrte nachts aus einem Restaurant zurück, hört die Klänge des Klaviers und fordert also, dass die Musik unverzüglich eingestellt werde. Erst forderte er das von der Zimmerdame. Die Zimmerdame versuchte, ihm nach Kräften die Lage zu schildern, und rief den Intendanten dazu auf, doch einmal zu lauschen: Ihr gefiel das Lied von den Soldaten und den Nachtigallen¹. Der Intendant indes bestand weiterhin auf seinem Recht, klopfte an die Tür, und die Tür ging auf.

„Wissen Sie, wer ich bin?!“, schrie er. „Ich begleite einen Waggon, Sie aber, anstelle, dass Sie der Front helfen, beschäftigen sich mit Unsinn!“

Der Dichter antwortete ihm mit ganz und gar nicht poetischen Worten, und die Tür flog wieder zu. Da begab sich der Intendant in sein Zimmer und ging daran, Beschwerden zu verfassen. Diese Beschwerden waren in der Folge noch lange Zeit durch die Korridore der höchsten Instanzen unterwegs, der Komponist und der Dichter aber waren, nachdem sie das Lied im Radiokomitee abgeliefert hatten, wieder an ihre Dienstorte zurückgekehrt.

Und auf einmal erinnerte ich mich daran, dass ich vor langer Zeit schon einmal von solchen Intendanten gehört hatte, die plötzlich in der Nacht auftauchen.

Zu dem Zeitpunkt, als diese Geschichte erzählt wurde, war die Intendantur als eigene Armeegattung bereits abgeschafft worden, wie auch der Begriff als solcher bereits aus dem Gebrauch verschwand. Außerdem gab es natürlich zweifellos auch unter denen mit den weißen Schulterstücken eine Menge an durchaus würdigen, vielleicht sogar heldenhaften Leuten. Das ist ja keine Frage der Farbe von Schulterstücken, sondern einer besonderen, inneren Veranlagung des Menschen.

Es waren die Heiligen Tage nach Weihnachten. Wir saßen in einer Klosterzelle des Dreifaltigkeits-Sergius-Klosters. Einer war im Gefängnis, um dort den Gefangenen frohe Weihnacht zu wünschen, ein anderer hatte in einem Internat für Taubstummblinde zelebriert, ein weiterer war gerade erst aus Tschetschenien zurückgekommen, wo er Soldaten getauft hatte ... Ein vierter rief aus der Antarktis an: Es gibt dort eine Kirche, und dieser unser Freund war zu einer Dienstreise hingeflogen. Gegen Mitternacht rief mich ein bekannter Amtsmann an. Er wünschte frohes Fest und sagte, dass er den Gottesdienst im Fernsehen verfolgt habe, aber es habe ihm bei weitem nicht alles daran gefallen. Und machte uns Vorwürfe: Hier habt ihr noch etwas nicht fertiggemacht, dort setzt ihr euch nicht durch, das eine ist in Ordnung, aber das andere wiederum sieht nach gar nichts aus ...

Ein Intendant.

1. „Nachtigallen, Nachtigallen stört die Soldaten nicht“ („Соловьи, соловьи, не тревожьте солдат“) – sowjetisches Kriegslied von 1944, Text A. Fatjanow, Komposition W. Solowjow-

Sedoj – Verm. d. Ü. ←

Das große Kriegsgeheimnis

16.09.2012 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Die Sache ist schon sehr lange her. Damals war ich Schullehrer. Einmal in den Winterferien fiel es mir zu, im Schulgebäude Wache zu schieben. Zu der Zeit hatten wir dort gerade Kinder von irgendwoher aus der Provinz zu Besuch, und just am Tag meines Dienstes gab es ein Treffen mit zweien ihrer Landsleute – beide waren sie Oberste und beide Helden der Sowjetunion. Sie waren einander früher nie begegnet und lernten sich erst an diesem Tag in der Schule kennen.

Die Kinder fragten sie über den Krieg aus, und die Oberste gaben ihre Erinnerungen daran zum Besten; und urplötzlich ergab sich aus den Erzählungen beider das Bild eines selbst nach den Maßstäben des damaligen Krieges grandiosen Ereignisses ... Dazu muss angemerkt werden, dass die betreffende, nach militärischen Maßstäben glänzende Operation in den Geschichtsbüchern und Enzyklopädien beschrieben wird, aber all diesen Beschreibungen ist eine seltsame Gesetzmäßigkeit zu eigen: Während die Vorbereitung und Entwicklung der Offensive mehr oder weniger ausführlich und detailliert, das heißt, durchaus im Genre der Militärgeschichte behandelt wird, so folgt die Beschreibung des siegreichen Abschlusses der Operation üblicherweise in unerwartetem Lapidarstil: „Zum Morgen des 17. Februar war die eingekesselte Gruppierung vernichtet, der Feind hatte 55 Tausend Tote zu beklagen.“ Es sollte nicht nur den größten Feldherren klar sein, dass die Vernichtung von 55 Tausend gut ausgerüsteten Soldaten samt Panzern und Artillerie zwar vermutlich machbar, aber auf keinen Fall einfach ist. Ganz natürlich kommt man dabei auf den Gedanken, es habe langwierige und erbitterte Kämpfe auf weitläufigem Territorium geben müssen, alles einschließlich Artilleriesvorbereitung, Panzerattacken, Besetzung der vordersten Linien ... aber nichts dergleichen finden wir in den Beschreibungen der Ereignisse – der Sieg schien vom Himmel gefallen zu sein. An diese rätselhafte Zerschlagung der feindlichen Truppen erinnerten sich die beiden Frontsoldaten, die zum Treffen mit den Schülern gekommen waren, auch. Allerdings alles der Reihe nach.

Zuerst muss berichtet werden, wofür es die Medaille „Goldener Stern“¹ gegeben hatte.

Der Panzermann hatte nämlich in den Tagen der Schlacht am Kursker Bogen einen vollkommen intakten „Tiger“ vom Schlachtfeld heim gebracht. Diesen deutschen Panzer versuchte man lange und erfolglos auf dem Versuchsgelände zu zerschießen; nach den daraus gewonnenen Erkenntnissen wurde beschlossen, unseren T-34 mit stärkeren Kanonen auszustatten. Wahrscheinlich hat es nicht nur diesen einen „Tiger“ auf dem Versuchsgelände gegeben, aber entweder war das der erste, oder aber der Wagemut des Aufklärungstrupps, der ihn kaperte, hat das Kommando besonders begeistert ... sie waren am Grund eines großen Grabens bis an die Stellungen des Feindes vorgefahren, stellten den Motor ab und erklommen den Hang. Oben fanden sie einige Fässer mit Treibstoff – offenbar war hier eine Feldtankstelle eingerichtet worden. Dort warteten sie, bis ein feindlicher Panzer eintraf, kaperten ihn und fuhren zu den ihren.

„So fuhren wir also zurück“, erzählte der Oberst. „Vorn fuhr der T-34, der ›Tiger‹ hinterher, an den Türmen wehten rote Fähnchen, das bedeutet: Panzer in Bewegung. Ich saß im ›Tiger‹, und auf einmal: Rrrumms! Wir werden von irgendetwas getroffen. Blitze zucken über den ganzen Turm! Aber wir fahren weiter. Und da wieder: Rrrumms! Und wieder die Blitze! Ich schaute

durch das Visier – es gab da eine wunderbare Zeiss-Optik – und sah: Auf der Lichtung eines Wäldchens hantiert ein junger Unterfeldwebel mit einer ›Fünfundvierziger‹. Er lud nach, und wieder: Rrrumms! Wieder getroffen, wieder die Blitze! Die kleine Kanone war zu schwach, sie konnte die Panzerung nicht durchbrechen, aber Funken und Blitze zucken trotzdem durch den ganzen Turm – das ist furchterregend genug. Ich lud die Bordkanone, zielte etwas höher – auf die Bäume – und schoss ab. Das ganze Wäldchen wurde von niederfallendem Geäst übersät. Ich schaute wieder durchs Visier: Der kleine Unterfeldwebel zog das Geschütz gerade zur Seite – er ändert seine Position, das machte er gut! Ich bin später zu ihm hingegangen, um ihn kennenzulernen. Ich lobte ihn für seine Treffsicherheit, für seine Übung. Ich sagte ihm: Du, Brüderchen, bräuchtest keine fünfundvierzig, sondern fünfundachtzig Millimeter – mit deinem Talent könntest du eine Menge an feindlicher Technik ramponieren ... Ich erklärte ihm noch, was die roten Fähnchen auf den Panzern bedeuten, da hatte er eine kleine Bildungslücke ... Tja, und für diesen ›Tiger‹ habe ich den ›Goldenen Stern‹ dann letztlich auch bekommen.“

Der zweite Oberst war während des Kriegs Mörserschütze. Er sagte nur knapp, dass seine Divisionsmörser im Februar 1944 in ein Gefecht mit überlegenen Feindeskräften verwickelt wurden und Widerstand leisteten, bis zahlreiche Verstärkung vonseiten unserer Armee eingetroffen war.

Die Schüler verstanden das nicht, also musste er es ihnen erklären.

„Es gab mal diese ... Korsun-Schewtschenkowskajer Operation“, begann der Mörserschütze.

Der Panzermann schaute ihn plötzlich mit wacher Aufmerksamkeit an ... In meiner Kindheit und Jugend hatte ich eine Unmenge an Geschichten von der Front gehört: Der Krieg war noch nicht so lange vorüber und dominierte das Gedächtnis der Gesellschaft, und der Großteil der erwachsenen Männer waren Frontsoldaten. Immer, wenn sie sich untereinander bekannt machten, begann die Bekanntschaft mit der Frage: „Und an welcher Front waren Sie?..“ So lief das in den Restaurants, am Bierausschank, in den Abteilen der Fernzüge und auf den Plattformen der Schnellbahnen ... Wann immer ich mir solche Geschichten anhörte, wartete ich geduldig auf den Moment, an dem sich herausstellte, dass die Gesprächspartner wenigstens einmal im Verlauf des Krieges in unmittelbare Nähe zueinander geraten waren. Denn aus irgendeinem Grunde ergab sich das immer: Der eine kämpfte, sagen wir, an der Wolchow-Front, der andere an der Woronescher Front, aber dann wurde er aus irgendwelchen Gründen irgendwohin versetzt, und es stellt sich heraus, dass der andere zur selben Zeit auch an diesem Ort gewesen ist. Solche Koinzidenzen erschienen mir als ein unbedingtes Element einer jeden Unterhaltung zwischen Erwachsenen, dass deren Fehlen in mir fast etwas wie Unruhe hervorrief. Im Übrigen kannte ich einen Ort, an den, wie es mir schien, jeder einmal geriet: Székesfehérvár. In meiner Erinnerung hatte es noch kein Mensch geschafft, dieses Wort richtig auszusprechen, aber kaum hatte ich insgeheim die eine oder andere beliebige Silbe dieses Wortes geflüstert, so stellte sich heraus, dass beide Frontmänner dort gewesen sind. So kam es, dass ich, als ich den Erzählungen der beiden Oberste von der Front lauschte, auch auf diesen Augenblick wartete. Ich wurde in meiner Erwartung nicht enttäuscht. Ich musste nicht einmal etwas flüstern.

„Unsere Verbände hatten damals eine riesige Feindgruppierung eingekesselt“, fuhr der Mörserschütze fort. „Nun, nicht direkt eingekesselt, sondern sie vielmehr umgangen. Die Front verlagerte sich nach Westen, und ungefähr siebzigtausend Deutsche blieben dadurch in unserem

Hinterland. Das Kommando achtete aus irgendeinem Grund nicht besonders darauf: Es war eine strategische Offensive in Vorbereitung, die aber sollten ruhig durch die Steppe irren; Nachschub an Munition und Lebensmitteln bekamen sie nicht, und so würden sie eine Weile umherirren und sich dann in die Gefangenschaft ergeben. Wenn ich mich recht entsinne, haben sich auch um die achtzehntausend ergeben. Die anderen schafften es nicht, sich direkt in Richtung ihrer Hauptkräfte durchzuschlagen und entschlossen sich zu einem schwierigen Manöver: Sie vereinten alle Kräfte und gingen in die Tiefe unseres Territoriums, um später an einem anderen Ort, an dem ein Durchbruch etwas leichter würde, an die Front zurückzukehren.

Es hatte den Anschein, als sei dieses Manöver für unser Kommando vollkommen unerwartet gekommen. Es hieß zwar, es würde Bewegungen von kleinen, versprengten Feindeinheiten geben – und für diesen Fall hatte man hie und da Artillerie- und Mörserbatterien und MG-Nester an den Straßen belassen. Wir gruben uns inmitten der Steppe auf einem Hügel ein, hockten da ein, zwei, drei Tage und warteten, bis die Gruppierung des Feindes ihre Waffen streckt und wir den unsrigen hinterher an die Frontlinie eilen können. Eines Morgens hörten wir von Westen her ein unheimliches Getöse. Wir schauten durch das Fernglas – das waren Deutsche: voran Panzerfahrzeuge, und hinterher Infanterie, Infanterie, alles voll davon bis zum Horizont. Wir hatten zwar Schlepper – das heißt, wir hätten ohne weiteres mitsamt all unseren Geschützen abziehen können, und vermutlich wären wir dafür auch nicht bestraft worden: Das Kräfteverhältnis war einfach zu erdrückend, wir waren nur ein paar Mann gegen eine riesige Armee. Aber das verstehe ich jetzt, sozusagen im Nachhinein, damals aber ist keinem von uns ein solcher Gedanke gekommen: nur der Kampf ... Wir eröffneten das Feuer, sie erwiderten es aus ihren Panzern und Selbstfahrlafetten. Ein Mörser ist ja nun ein Gerät, das durchaus für Vertikalf Feuer bestimmt ist, das geht auch gegen verdeckte Ziele; was aber damit nicht geht, sind Artillerieduelle auf freiem Feld. Dazu war es noch der Divisionsmörser, der größte seiner Art: wenn der einmal von einer Explosionswelle umgeworfen wird, kann man ihn kaum gleich wieder in Stellung bringen. Die Minen, die er verschoss, waren dafür umso fürchterlicher: vom Durchmesser wie ein Drei-Liter-Glas, die Explosionswirkung einfach gewaltig. Es spielte fast keine Rolle, was man damit trifft: ob Mann oder Technik – es war unheimlich, was dieser Mörser anrichtete! Wir aber hasteten und schossen nur weit daneben, hasten trotzdem weiter, denn wir wollten so viel wie möglich feuern, bevor uns der Mörser zerschoss und wir getötet wurden. Und plötzlich hören wir wieder ein Getöse, aber aus anderer Richtung – von Osten her. Wir drehten uns um und sahen sie – Panzer, Selbstfahrlafetten ... unsere! Da begannen wir gleich gut zu treffen ... Panzer aber waren es Dutzende, ja Hunderte ...“

Und dann kam der von mir erwartete Augenblick:

„Genau!“, ergriff der Panzeroberst das Wort. „Und in einem dieser Panzer saß ich. Unsere Panzerarmee wurde gerade an die Front versetzt, um die strategische Offensive vorzubereiten. Zuerst fuhren wir vereinzelt, aber an dieser Stelle gab es viele Erdrisse, wir mussten diese auf einem alten Feldweg umfahren. Dieser war bei jedem auf der Karte mit einem besonderen Pfeil markiert. Wir rollten also darauf hinaus, da sahen wir einen Haufen irgendwelcher Panzerfahrzeuge und einen Mörser, der diese unter Feuer nimmt. Wir hatten Befehl, nicht in Kampfhandlungen einzutreten und uns überhaupt nirgends aufzuhalten, aber natürlich haben wir jeder ein-zwei Schüsse abgegeben ... ohne uns dabei aufzuhalten. Das war es auch schon, und die ganze Erde brannte.“

„Ja, wirklich“, bestätigte der Mörserschütze. „Ihre ganze Technik geriet mit einem Mal in Brand. Und der Turm! Wir sahen, wie der Turm eines Panzers über dem Feuer flog, als sei er aus Pappe, und dabei drehte er sich ... es war schrecklich!..“

„Ja, daran kann ich mich erinnern!“ nickte der Panzermann. „Links von mir fuhr eine Selbstfahrlafette, die hatte getroffen, da flog dem deutschen Panzer der Turm in die Höhe ...“

Die Kinder hatten in ihrer weit entfernten Provinz ein Schulmuseum. Für dieses Museum waren sie auf der Suche nach Material und Exponaten. Nachdem die Schüler die Geschichten der Helden aufgeschrieben hatten, so schien es, war das alles, was sie an Material benötigten. Deshalb ging man jetzt zum Teetrinken über. Der Mörserschütze, der in dieser entfernten Provinz noch Verwandte hatte, sprach über allerlei lokale Dinge, der Panzermann aber, der bereits seit langer Zeit die Verbindungen zu seinen heimatlichen Gefilden verloren hatte, fuhr in seinen Kriegserinnerungen fort und erzählte mit leiser Stimme:

„Da kamen wir also an unseren Bestimmungsort – es war eine kleine Siedlung. Wir schliefen, wie und wo wir konnten. Am Morgen mussten wir weiter, aber Treibstoff gab es keinen ... so warteten wir. Von einem Flugzeug wurden Flugblätter abgeworfen. Mein Ladeschütze las laut: „Die Korsun-Schewtschenkowskajer-Feindgruppierung ist zerschlagen, die Deutschen haben dort fünfundfünfzigtausend Mann verloren“. Da schien er neidisch zu werden: „Haben unsere Nachbarn aber ein Glück: Die bekommen jetzt bestimmt Auszeichnungen, am Ende gar noch Heimaturlaub.“ Ich entgegnete ihm, dass bei solchen Verlusten des Feindes wohl auch die Verluste unserer Nachbardivision enorm sein müssten ... Er aber sagte: „Höre, Kommandeur, hier steht geschrieben, dass wir es waren, die die wichtigste Rolle bei der Zerschlagung des Feindes gespielt haben – also unsere Panzerarmee.“ Wir nahmen an, dass die Politabteilung wie üblich etwas verwechselt hatte. Gegen Mittag wurde Treibstoff gebracht, wir tankten. Da rief man uns zu den Vorgesetzten: zwanzig Maschinen müssen zurück. Wir befestigten also Bulldozerschaufeln an den Panzern und beginnen damit, den alten Feldweg freizuräumen – genau den Feldweg, den gestern hunderte von Panzern entlang gekommen sind. Der Weg war reine Brühe – Schlamm, Leichen, Schusswaffen ... Ich dachte bei mir, dass die Angaben auf dem Flugblatt richtig gewesen sein müssen. Diesmal hat sich die Politabteilung also nicht geirrt. Denn während des Gewaltmarschs vom Tag zuvor konnten wir das ganze Ausmaß dessen, was vorstättenging, nicht richtig einschätzen: Dass es viel Infanterie war, das sahen wir zwar, aber die Leute rannten durcheinander, alle fielen hin, es gab Panik ... Wisst ihr, die Kinofritzen lieben das: Ein Infanterist lässt einen Panzer über sich hinwegfahren, steht dann auf und wirft ihm eine Handgranate hinterher. Das ist in Ordnung, das wird einem jeden Infanteristen beigebracht ... Aber wenn hunderte (hunderte!) von Panzern auf dich zufahren, wenn die Erde unter dir nur so bebt, dein Kopf vom Geheul der Motoren zu bersten droht, dann hält das die Psyche nicht aus ... Aufgrund des schwierigen Geländes fuhren wir ja nicht Kolonne, sondern versuchten, die ganze verfügbare Breite des Feldwegs zu nutzen ... Es sieht so aus, dass weder sie noch wir eine andere Wahl hatten ... Ein Gewaltmarsch ist das dann eben auch geworden ... Nun ja, wir schoben die ganze Brühe beiseite in die Schluchten und kehrten in die Siedlung zurück.

Am folgenden Tag kamen Engländer – der Militärattaché und noch einige Leute aus der Botschaft. Das Ausland glaubte der Meldung über die Vernichtung der Feindgruppierung nicht. Das ist ja auch kaum zu glauben: noch vorgestern gab es ein riesiges Heer, und schon gestern

war es nicht mehr da – so etwas gibt es einfach nicht. Die Vorgesetzten befahlen mir, die Engländer zu fahren. Die Sache ist die, dass ich vor dem Krieg eine technische Hochschule abgeschlossen hatte und Englisch konnte. Während des Krieges war ich auch einmal in Amerika: Ich war unter denen, die die „Sherman“-Panzer abnahmen, das heißt, ich konnte frei Englisch sprechen. Der „Sherman“ ist, nebenbei bemerkt, ein ziemlich uninteressanter Panzer ... Aber wie dem auch sei: Sie befahlen mir, die Alliierten zu fahren. Der Attaché klettert auf den Platz des Ladeschützen, ein weiterer Engländer – dieser mit Fotoapparat – saß oben auf dem Panzer. Wir erreichten die zerschossenen Panzer. Der Fotograf war außer sich vor Freude – knipste, was das Zeug hält. Derweil steckte der Attaché seinen Kopf aus der Luke heraus: „Wo ist denn der vernichtete Feind?“ – Ich führte ihn an den Rand einer Schlucht. Er ging heran, warf einen Blick über den Rand und musste sich im selben Augenblick übergeben. Als er wieder zu Atem gekommen war, trank er aus einer Feldflasche etwas starken schwarzen Tee und fragte: „Wo sind die Verteidigungslinien?.. Wo sind die Artilleriestellungen?.. Und wo sind die Bombentrichter von den Luftangriffen?.. Zeigen Sie mir die Spur wenigstens eines Fahrzeugs, eines Pferdekarrens, wenigstens die eines einzigen Stiefels!“ – Aber wo sollte ich ihm all das finden? „Hier“, so sagte er, „gibt es nur die Spuren von Panzern.“ – „Das hat sich eben so ergeben“, meinte ich. Er stand eine Weile da und sagte: „Gott liebt euch Russen.“ – „Was hat Gott damit zu tun?“, fragte ich. „Das ist doch offensichtlich: Niemand als Gott allein hat sich mit der Planung der Vernichtung dieser Feindgruppierung beschäftigt: Er gab es eurem Militärkommando ein, eine Panzerarmee auf dieser Straße nach Westen zu werfen, dem deutschen Kommando gab er den Gedanken, auf genau dieser Straße in Richtung Osten aus dem Kessel auszubrechen, und dann brauchte es nur noch eure beiden Armeen gegeneinander zu bewegen – einfach genial. Euer Generalstab aber“, so sprach er noch, „steht in keinerlei Beziehung zu diesem Sieg: Die wissen noch nicht einmal jetzt richtig, was hier vorgefallen ist.“

Wir beendeten das gemeinsame Teetrinken mit den Obersten und den Schülern und gingen auseinander. Das ist ungefähr alles, was ich mir davon gemerkt habe. Die Sache ist aber schon sehr lange her ...

1. Auszeichnung eines „Helden der Sowjetunion“ – Verm. d. Ü. ←

Die sich nach den Himmeln sehnen

22.07.2012 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Ich segnete ein Flugzeug. Ein kleines, privates, das einem reichen Mann gehörte. Der Unternehmer selbst war nicht zugegen, stattdessen wurde ich von seinen Assistenten begleitet. Als ich mit allem fertig war und wieder herab auf den Beton sprang, sagte ein vorbeigehender Mann:

„Das gibt's doch nicht!“ Er hielt an, betrachtete mich von Kopf bis Fuß und fügte hinzu:

„Es ist das erste Mal, dass wir einen Priester auf unserem Flughafen haben. Haben Sie vielleicht Lust, ein wenig zu fliegen?“

„Eigentlich“, so antwortete ich, „fliege ich ziemlich oft.“

„Als Passagier vielleicht! Ich meine aber als Pilot – Sie können sich ans Steuer setzen!“

„Meinen Sie das ernst?“

„Sicher doch. Da steht es“ – er wies auf ein ganz kleines Flugzeug – „ich muss das Ding eine halbe Stunde lang in Betrieb setzen, und zu zweit ist das lustiger.“

Ich fragte meine Begleiter, aber denen kam der Aufschub geradewegs zupass: Sie wollten noch in der Flugzeugkabine für Ordnung sorgen. Dabei schienen sie sich aber Sorgen zu machen:

„Ist das denn nicht gefährlich?“

„Ach“, sagte ich, „das wäre ein viel zu schöner Tod: Den habe ich mir sicherlich nicht verdient.“

Wir nahmen in den Sitzen Platz, das Flugzeug fing an zu knattern und setzte sich in Bewegung. Die Einweisung dauerte nicht lange: „So geht's hoch, und so – runter“. Wir hoben ab, und der Mann brüllte: „Übernimm das Steuer!“. Ich klammerte mich an den Knüppel, da brüllte er wieder: „Entspann deine Hand, halte ihn ganz locker!“. Daraufhin lehnte er sich zurück und fing an, irgendetwas zu singen. Mitunter gestikulierte er: höher, tiefer, und ich führte es gewissenhaft aus.

Unter uns sah ich eine überfüllte Verkehrsstraße, Wohnviertel und eine Hochspannungsleitung. Ich drehte nach links. Die Kurve musste steiler geflogen werden, mein Anweiser drückte den Knüppel weiter. Jetzt war unten eine Siedlung aus Einfamilienhäusern: Ziegelsteinbauten mit Türmchen. Die nächste Drehung: verfallene Schweineställe, ein mit Buschwerk zugewachsenes Feld, dann der Wald, in dessen Tiefe ein Anwesen mit grünem Dach zu erkennen war – vermutlich handelte es sich dabei um die Datsche des Reichen. Noch einmal nach links, und ich sah wieder unseren Flughafen, der einmal ein Militärflughafen gewesen, jetzt aber ein Nutzflughafen war; dann wieder die Verkehrsstraße, wieder die Häuser ... wir flogen und flogen in einer Art Quadrat. Das, was sich unter uns befand, hatte ich mir bereits eingeprägt, also schaute ich in die Ferne: Man sah Moskau, freilich ganz trüb, wie unter einem Dunstschleier.

„Wie lange kannst du noch so fliegen?“, fragte mein Anleiter.

„Solange der Treibstoff reicht“, antworte ich und dachte bei mir: Sollen meine Begleiter doch die Geduld verlieren und ohne mich abfahren, Hauptsache, ich kann fliegen, fliegen ...

Er nickte im Einverständnis, winkte kurz mit der Hand, als würde er alles Irdische abschütteln wollen, und warf sich wieder zurück in die Ecke des Cockpits. Dann plötzlich befahl er:

„Zurück zum Flughafen: Der Dispatcher hat durchgegeben, es setzt eine Hundertvierundfünfziger zur Landung an.“

Es war natürlich schade, aber wir mussten den Flugbereich für das große Flugzeug frei machen. Ich suchte und fand die Landebahn.

„Richte dich aus, richte dich aus, und halte den Kurs.“

„So? Kann ich landen?“, frage ich zum Scherz, und dachte dabei: Sagt er jetzt „landen“, dann muss ich die Anweisung ja auch irgendwie ausführen.

„Du hast wohl Blut geleckt?“, erwiderte er und übernahm das Steuer. Wir landeten, fuhren an unsere Parkposition; es wurde still.

„Welches ist dein Geburtsjahr?“, fragt mich der Anweiser. Ich sagte es ihm.

„Jungspund. Ich bin anderthalb Jahre älter als du. Habe im Fernen Osten gedient, bin dann in die Reserve gegangen, nach Hause zurückgekehrt und fliege und instruiere jetzt alle, die Lust darauf haben ... wann hast du denn das erste Mal ein Flugzeug gesehen?“

„Ach, da war ich noch ganz klein: Wir wohnten auf der Choroschewskoje-Chaussee, am Zentralflughafen, da flogen die Flugzeuge bei Start und Landung direkt über unsere Köpfe ...“

„He, ich habe auch dort gewohnt!“

Es stellte sich heraus, dass wir fast Nachbarn gewesen waren, auch wenn unsere jeweiligen Häuser und Schulen sich jeweils auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Chaussee befunden haben. Er erzählte noch, dass er durch ein Loch im Zaun auf den Zentralflughafen zu gelangen pflegte, um dort aus den Kisten, in die man abgeschriebenen und ausgedienten Bauteile von Flugzeugen entsorgte, „Dinger“ zu ergattern – Schalter, kleine Kugellager und dergleichen. Auch ich war damals regelmäßig auf Beutegang nach „Dingern“, aber ich benutzte kein Loch im Zaun, sondern ging unter der Schranke des Eingangsbereichs durch: Der Vater eines meiner Klassenkameraden war Flieger, und seine Familie wohnte in einer Baracke unweit der Flugzeugparkplätze. Ich sagte dem Wächter immer: „Zu Major Matwejew!“ – und ich wurde immer durchgelassen. Zu dieser Zeit wurde bei den Li-2 die amerikanische Ausrüstung durch Ausrüstung aus unserer eigenen Produktion ersetzt, und es fiel allerlei Abfall an. Zu der Zeit war ich gerade sieben Jahre alt.

„Wusstest du denn gar nichts von dem Loch?“

„Nein, ich wusste nichts davon.“

„Dieses Loch nutzten die Soldaten, um sich unerlaubt von der Truppe zu entfernen ... Na, du brauchtest das Loch nicht, wo doch dein Freund direkt auf dem Flughafen wohnte. Du Glückspilz ...“

„Du bist es, der ein Glückspilz ist – denn du bist später selbst abgehoben, ich aber bin, wie du siehst, auf Erden verblieben.“

„Sage das nicht: Deine Sache ist auch gen Himmel gerichtet, und wer weiß, vielleicht hat die Sehnsucht nach den Himmeln damals, mit diesen Li-2, begonnen. Hör mal, soll ich dir das Fliegen beibringen? Du bekommst eine Fluglizenz, und was die gesundheitlichen Voraussetzungen angeht, so mache dir keine Sorge – wir machen da ein medizinisches Attest für dich ...“

„Das wäre natürlich gut, allein wird es mir kaum möglich sein, immer zu euch herzukommen – da braucht man ja einen halben Tag.“

Das Auto mit meinen Begleitern kam herangefahren. Ich bedankte mich bei meinem Nachbarn.

Wir verabschiedeten uns wie zwei alte Freunde.

Von den Höhen der großen Wissenschaften

08.12.2011 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Ein Gemeindemitglied – jemand aus der Zahl der Gelehrten – bemerkte einmal, dass seine intensive Arbeit vollkommen von ihm Besitz ergreift, und er nichts habe, was er bei der Beichte vorbringen könne: Er habe keine Sünden. Anfangs freute ihn diese Beobachtung sogar, aber das währte nicht lang: Der fromme Mann kam der Sache recht schnell auf die Schliche und begriff, dass der Grund für diesen Zustand durchaus nicht mit der Reinheit, sondern eher mit der Leere seiner Seele zu erklären war – seinen Worten zufolge war er „kein Mensch mehr“, sondern verwandelte sich in ein „biomechanisches Werkzeug“. Indem er diesen Umstand zurecht als schwerwiegende Sünde klassifizierte, grämte der Knecht Gottes sich seiner Vergangenheit und seiner Mitbrüder, welche noch Sklaven der Wissenschaft waren. Er sprach davon, dass es die wichtigste Aufgabe der Wissenschaft sei, dem Fortschritt zu dienen, dessen Wesen er aber nicht sehr hoch schätzte.

„Na, denn mal ernsthaft“, sagte er. „Woraus wird denn all das gemacht, was uns umgibt? Das Papier, auf dem Zeitschriften und Bücher gedruckt werden, das Glas, das man in die Fensteröffnungen der Häuser einsetzt, die Häuser selbst, der Gummi der Autoreifen, die Autos selbst, ebenso die Flugzeuge, Schiffe, Atombomben ... All das entnehmen wir der Erde, und normalerweise auch unwiderruflich. Die Erde nun ist natürlich eine große Vorratskammer, aber grenzenlos ist sie nicht. Dabei ist das Wesen des Fortschritts primitiv – es ist das Streben nach Komfort auf Kosten der Reichtümer, die dem Menschen gegeben worden sind: Erdöl, Erdgas, Kohle, Holz, Metalle ...“

Im Altertum sei die Erde der schönste der Planeten gewesen, jetzt hingegen sei es ein Jammer, wenn man sie aus der Luke eines Flugzeugs betrachtet, und dann noch aus dem Kosmos sei es der reinste Horror ...

Aber dafür machen sich die blinden Galeerensklaven der Wissenschaft alle erdenklichen Mühen, ohne auf ihre unsterblichen Seelen Rücksicht zu nehmen:

„Nimmt sich ein Mensch in jungen Jahren eine bestimmte Aufgabe oder ein Thema vor, so kann es sein, dass er sein ganzes Leben daran herumforscht, ohne auch nur einmal sein Angesicht davon abzuwenden, womit er doch dazu in der Lage wäre, die Sache einmal mit Abstand zu betrachten. Und an Stolz, an Stolz mangelt es uns dabei nicht! Der eine dringt in die Geheimnisse des Atomkerns vor, der andere entdeckt einen bis dato unbekannten Stern, noch einer erhöht die Leistung von elektrischen Lokomotiven ... Keine Zeit für Gott oder die Kirche: Wir sind es ja, die Schöpfer und Herren der Welt!.. Indes ergeben die neuesten Forschungsergebnisse genau dieser Wissenschaftler, dass die Völker, welche einen prähistorischen Lebensstil pflegen, dem Ideal des menschlichen Lebens noch am nächsten sind: Sie arbeiten vier Stunden am Tag, schlafen bis zu zehn, verspeisen ausschließlich ökologisch reine Lebensmittel, und in ihren Familien herrscht Frieden und Ordnung ... Erstaunliche Schlussfolgerungen! Wohin haben wir denn all die Jahrhunderte die Menschheit gezerrt? Blinde, die Blinde führen ...“

So sprach das Gemeindemitglied. Ich kann nicht beurteilen, inwieweit er damit richtig lag – die

Materie, in der er sich bewegte, ist mir fremd; allerdings fanden sich in meiner Erinnerung ein paar kleine Geschichten, die mit den Höhen der wissenschaftlichen Materie zu tun haben.

Die Sache ist, dass ich in meinen Jugendtagen selbst von der Wissenschaft begeistert gewesen bin, und durch diese Begeisterung verschlug es mich an die Sibirische Physikalisch-Mathematische Schule. Bis zum Beginn der Vorlesungen war damals noch etwas Zeit, so dass ich mich zu einer Expedition anmeldete, welche die Ausbreitung von Schallwellen unter Wasser untersuchen sollte.

Ich wurde mit einem weiteren „Begeisterten“ in einem Zelt am Ufer eines Stausees untergebracht, und man forderte von uns nichts Besonderes – Brennholz beschaffen, Feuer machen, Wasser aufkochen; dann gingen wir daran zu angeln, und das war allen recht: Für uns bedeutete es Zeitvertreib, für die Gesellschaft gab es Proviant. Ab und an fuhren wir auch noch in den Akademgorodok¹ – einmal brachten wir irgendwelche Gerätschaften hin, ein andermal schafften wir irgendwelche Gerätschaften heran.

Einmal zeigte man uns im Hof der Universität die „legendäre“ Hydro-Kanone, die überhaupt keine Ähnlichkeit mit einer Artilleriewaffe hatte: Es war ein Wassertank, der von allen Seiten mit Drucklufttanks bestückt war. Die sperrige Konstruktion bewegte sich auf eigens dafür verlegten Schienen, schoss einen Liter Wasser und zerschlug damit Steine. Das war ein beeindruckender Anblick, und die Wissenschaftler haderten darüber, dass niemand diese Erfindung ihrer Bedeutung nach zu würdigen wusste.

Man hatte sie den Schachtarbeitern angeboten, diese aber lehnten ab: Sie sei zu schwer und un gelenk, es sei unpraktisch, sie auf hundert Atmosphären aufzupumpen, zumal es von diesen Schüssen zu fatalen Erschütterungen kommen könnte. Und alle wunderten sich über die Ignoranz der Schachtarbeiter.

Daraufhin begaben sich die Herren Doktoren und Akademiker fort, und uns wurde langweilig; wir fanden ein Brecheisen und versuchten aus lauter Langeweile, einen Stein damit zu zerschlagen. Steine lagen viele auf dem Hof herum. Wir waren durchaus keine Athleten, aber mithilfe des Brecheisens ging der Stein sehr leicht zu Bruch. Dann ein weiterer, und ein dritter ... Und dann kehrten die Doktoren und Akademiker zurück und warfen uns „Verbrechen gegen die Wissenschaft“ vor, da die Steine speziell für die Hydro-Kanone vorbereitet gewesen waren. Man drohte uns, uns für vierundzwanzig Stunden aus der Expedition auszuschließen und wegzuschicken, aber wir zeigten von ganzem Herzen Reue, so dass die Leitung der Expedition ein Erbarmen hatte.

Als wir später zusammen mit den neuen Oszillographen auf der Pritsche eines Lastkraftwagens mitfahren, sagte mein Freund:

„Dass wir die vorbereiteten Steine, ohne um Erlaubnis zu fragen, kaputtgemacht haben, ist natürlich nicht gut, das sehe ich ein. Eines verstehe ich aber nicht – wozu sollte diese Kanone gut sein?“

Auch mir schien es auf einmal, dass die Schachtarbeiter recht hatten.

Am andern Tag kam eine Eisenbahnschwelle angeschwommen. Wir zerrten sie ans Ufer, um sie zu einer Sitzbank umzufunktionieren, fanden dann aber eine ganz andere, unerwartete

Verwendung dafür.

Das Ufer, an dem unsere Expedition kampierte, war ein Steilufer – zehn bis zwölf Meter hoch, und oben, am Steilhang entlang, gab es eine Menge an tiefen Erdspalten. Wir gingen folglich daran, die Schwelle in diese hineinzustoßen, sie hin- und herzubewegen, so dass es dadurch schließlich zu Abbrüchen des hohen Ufers kam: Es gab dabei jeweils ein Gepolter, wie bei einer Explosion, und das Wasser spritzte hoch bis zu unseren Füßen. Es war ein regnerischer Tag, Experimente wurden nicht durchgeführt, so konnten wir mit unserer Schwelle zugange sein, solange unsere Kräfte es gestatteten. Als bald aber besuchte uns eine ganze Delegation: Uns unbekannte Onkelchen liefen am Steilufer auf und ab, betrachteten eingehend irgendwelche Dinge und diskutierten. Der Vorsitzende erklärte:

„Das sind Hydrologen. Sie sagen, in den letzten Tagen hat es hier unnormale Abbrüche gegeben ...“

„Wollen wir es zugeben?“, schlug ich meinem Freund vor.

„Das sollten wir natürlich, aber man wird uns für einen Tag ausschließen ... Es macht doch nichts, wenn die Wahrheit der Wissenschaft ein wenig leidet!..“

Wir einigten uns darauf, dass wenn auch die Wahrheit der Wissenschaft leidet, so doch nur ein wenig – maximal für zweihundert Meter Uferlinie.

„Wäre die Schwelle etwas leichter, so hätten wir in dieser Wissensbranche vermutlich einen Durchbruch erzielt“, seufzte mein Freund.

Unsere „vierundzwanzig Stunden“ haben wir von den Hydrologen aber dann doch noch bekommen. Allerdings nicht für unsere grob fahrlässige Einmischung in die natürlichen Prozesse, sondern für grausamen Umgang mit Tieren.

Die Basis der Hydrologen war recht nahe gelegen, und wir freundeten uns mit dem Wächter der Basis an. Wir besuchten ihn öfters, um uns von ihm allerlei Geschichten von der Front anzuhören, die er gern erzählte. Der Wächter besorgte den Haushalt der Basis: Er schleppte Wasser, spaltete Holz, bereitete das Mittagessen zu, wusch, kehrte, fütterte die Hühner und Kaninchen. Dabei arbeitete er mit nur einer, seiner linken, Hand – die rechte Hand hatte er auf einem Schlachtfeld im Ausland verloren. Er arbeitete dabei aber behände und überaus geschickt – man hatte seine Freude daran, ihm dabei zuzuschauen. Am meisten begeisterte uns aber, dass er Motorrad fuhr. Und nicht nur fuhr – er raste. Und dieses Motorrad war es auch, das uns direkt in unsere nächste große Not brachte.

Einmal machten wir uns zu einem weiteren Besuch auf, kamen an – doch niemand war da, nicht einmal der Wächter; wir warteten und warteten, saßen vor dem Tor – keiner kam vorbei. Also liefen wir um das Haus herum und sahen dort das Motorrad stehen ... Alles Weitere ergab sich irgendwie von selbst: Wir drehten ein wenig am Gashahn, setzten uns in den Sattel, versuchten, die Maschine zu starten – es funktionierte nicht. Lass uns doch, so dachten wir uns, hangabwärts rollen – so würde das Motorrad anspringen, wir fahren ein wenig herum, kehren zurück und stellen es an seinem Platz ab. Mein Kumpel setzte sich an den Lenker, ich schob ihn an, und als die Fuhre rollte, sprang ich hinten auf. So rasten wir also den Pfad entlang bergab: Das Motorrad sprang aber weder im Hof, noch danach im Wald an, sondern es rollte und sprang einfach nur

über die Bodenwellen, dass wir uns kaum darauf halten konnten. So rasten wir auf eine Waldlichtung hinaus und sahen plötzlich einen Ziegenbock vor uns. Der war an einen Pflock angebunden, kaute gemächlich sein Gras und starrte uns dabei an. Ich fing an zu brüllen:

„Bremse!“

Es ließ sich nicht bremsen ... Weder sprang das Motorrad an, noch bremste es: Wir flogen direkt auf den Ziegenbock zu – der hörte inzwischen zu kauen auf, neigte seinen Kopf – bewegte sich aber nicht von der Stelle. Der Fahrer schrie:

„Spring!“

Uns ging es wohl wie Piloten in einem abstürzenden Flugzeug – wir konnten nicht von unserem Vehikel lassen:

„Spring doch selber!“

Wir schafften es nicht: Wir rammten den Ziegenbock und flogen in verschiedenen Richtungen vom Motorrad. Ich öffnete die Augen: Er stand direkt über mir und kaute weiter. Na gut, dachte ich bei mir; wenigstens haben wir das Tier nicht ins Verderben gestürzt.

Das Tier haben wir zwar nicht ins Verderben gestürzt, aber ein Kotflügel des Motorrads war verbeult. Kurz, man schimpfte wieder mit uns – natürlich nicht der Wächter, sondern dessen Vorgesetzte: Auch der Ziegenbock war, wie sich herausstellte, ein „hydrologischer“; sie hatten eine kleine Herde Ziegen – für die Milch – und diesen Ziegenbock. Er weidete abgesondert von den Ziegen. Es kam wieder zu den „vierundzwanzig Stunden“, und wieder für dieselbe Sache – ohne zu fragen, und aus lauter Langeweile.

Am kommenden Tag gingen wir zu den Hydrologen, um uns Vergebung zu erbitten; sie aber hatten keine Zeit für uns: Sie hatten gerade das Recht bekommen, eine größere Barke zu fahren und feierten mit der übrigen Flussexpedition dieses Ereignis. Im Hof stand eine extrem lange – um die zwanzig Meter – Tafel, an der eine Menge von Leuten saß. Wir versuchten es erst an einem Ende, und bekamen keine Antwort. Am andern Ende – genau das gleiche Resultat. Selbst der Wächter war in einem derart entrückten Zustand, dass er nichts von dem verstand, was wir bei ihm vorbrachten. Und überhaupt glitt er gleich darauf von der Bank hinunter und schlief direkt auf dem Gras ein.

Plötzlich machte sich irgendein Naturschützer und vermutlich künftiger Dissident daran, die Käfige zu öffnen:

„Freiheit über alles!“

Die Kaninchen liefen hinaus in den Hof.

„Hasen! Hasen!“, brüllten ein paar Leute, und es begann eine wüste Schießerei aus Signalpistolen.

Die Tiere hatten auch diesmal Glück, das Haus aber geriet in Brand. Mein Freund und ich machten uns zu zweit daran, das sich ausbreitende Feuer zu löschen; die übrigen Leute waren außerstande, uns zu helfen.

Wir kehrten trübselig zurück: Die vierundzwanzig Stunden waren abgelaufen, es war uns dabei

aber nicht gelungen, um Entschuldigung zu bitten. Es verging auch der nächste Tag, und noch ein weiterer, da kamen endlich die Vorgesetzten aus dem Akademgorodok, flüsterten mit unseren Doktoren und Akademikern herum und riefen uns zu sich heran. Das wird es wohl mit unserem Exkurs in die Welt der großen Wissenschaft gewesen sein, dachten wir bei uns. Aber es war ganz anders:

„Ihr fahrt doch immer zum Angeln“, sagten sie, „und kennt hier die ganzen Buchten.“

Wir waren völlig perplex, denn unsere Angelei war in keiner Weise mit dem hydrologischen Ziegenbock unter einen Hut zu bringen. Es stellte sich aber heraus, dass es niemandem um uns ging, denn die Hydrologen und die Leute von der Flussexpedition waren verschollen; sie waren mit ihrer Barke losgefahren, und seitdem hatte niemand mehr etwas von ihnen gehört ...

Die verschwundene Expedition konnten wir ausfindig machen: der Treibstoff war ausgegangen, dabei hatten sie aber noch einen stattlichen Vorrat an Getränken und Lebensmitteln, so dass von einer Rückkehr keine Rede sein konnte. Als wir sie fanden, sangen sie allerlei Seemannslieder, während der Tierschützer und vermutlich künftige Dissident behauptete, er habe das Zeug zum Fliegenden Holländer.

Seitdem drohte uns niemand mehr, uns von der Expedition auszuschließen, aber andererseits fragten auch wir jetzt lieber nach dem Segen der Expeditionsleiter und taten aus lauter Langeweile eben lieber gar nichts – und das ist wahrhaftig eine bedeutende Wissenschaft. Indessen nahte ein Ereignis, von dem die Doktoren und Akademiker als dem wichtigsten Ziel ihres Lebens sprachen: Uns stand es bevor, mit einer Gruppe von „legendären“ Wissenschaftlern zusammenzuarbeiten.

Es liefen die Vorbereitungen für ein wahrhaft grandioses Experiment, und alle wichtigen Ressourcen wurden dafür zusammengezogen: Mein Freund und ich, der einhändige Wächter mit einem Doktor der Hydrologie – dieser Doktor war im Besitz eines Bootsscheins, aber die Barke steuerte aus irgendeinem Grunde trotzdem der einhändige Wächter, der über keinerlei Schein verfügte. Wir begaben uns auf eine kleine Insel, die inmitten des Stausees aus dem Wasser ragte, gruben zwei Löcher des nötigen Durchmessers und der nötigen Tiefe, einen Graben, bauten die Zelte auf, machten Feuer und gingen ans Abendessen.

Der Doktor berichtete uns von seiner neuesten Erfindung:

„Man nimmt eine Luftmatratze, befestigt eine Bambusangel anstelle eines Masts darauf, und macht sich aus Bettbezügen ein Segel ... Ich habe alles ausgemessen und durchgerechnet, die Zeichnungen sind alle fertig: Das ist die billigste Yacht der Welt!“

„Und wie soll man sie steuern?“, fragte der Wächter nach.

„Na, mit den Händen! Man liegt ja drauf – so braucht man lediglich seine Hände ins Wasser zu tauchen und kann die Fahrt so abbremser. Wenn man lang genug ist, kann man die Yacht auch mit den Füßen steuern ...“

„Und für welche Nutzlast ist diese Yacht ausgelegt?“

„Bis zu dreißig Kilogramm.“

„Aber das ist doch ... ein Kindergewicht.“

„Eben! Alles Beste für unsere Kinder: Jedes Kind soll eine Yacht bekommen!“

„Hast du selbst eigentlich Kinder?“

„Bis jetzt noch nicht, wieso fragst du?“

„Ich frage, weil keine zurechnungsfähigen Eltern ihr Kind auf so einer Ballonspritze ins offene Meer hinausschicken werden.“

„Du verstehst nichts von der Wissenschaft.“

„In der Tat“, war der Wächter bereitwillig einverstanden. „Deswegen lasst uns etwas essen.“

Am Morgen kam der „legendäre“ Kutter mit einer großen Menge an Artilleriesprengstoff und der Gruppe aus „legendären“ Wissenschaftlern an die Insel heran, und es begann die geschäftige Vorbereitung des Experiments: Es ging darum, einen Brand zu löschen, indem man die Flamme mit einer Staubwolke zum Erdboden niederdrückt. Erst schleppten wir Kisten mit dem Sprengstoff, der aussah wie Makkaroni. Damit wurde eine ganze kleine Lichtung bedeckt, und an der Windseite platzierte man ein paar Säcke mit Zement, an diesen Säcken wiederum eine Ladung TNT und einen Detonator ... Wir suchten im Graben Deckung, zündeten die Zündschnur an, hielten eine brennende Fackel hoch – der Sprengstoff loderte empor, die Flamme schoss in den Himmel und löste sich auf ... Und da ertönte die Detonation: Der Zementstaub bedeckte die gerade abglühenden „Makkaroni“ ...

Es wurde eine zweite Lichtung zurechtgemacht: Die hier verwendete Art Sprengstoff sah aus wie Knäuel aus grünblauer Angelschnur und nannte sich „Haarsprengstoff“. Man zündete, es detonierte ... Aber entweder hatte der Wind gedreht, oder etwas anderes kam nicht zupass, jedenfalls rieselte der gesamte Zementstaub auf unsere Köpfe herab. Die verstaubten Koryphäen besprachen die möglichen Gründe für solch verheerenden Misserfolge, mein Freund und ich gingen unterdessen baden: Das Ereignis konnte nach keinem vernünftigen Maßstab als das Wichtigste in unserem Leben gelten.

Auf dem Rückweg beschloss man, in unserem Lager vorbeizusehen. Der „legendäre“ Kutter fuhr vorneweg.

„Ich mag es nicht, hintendrein zu fahren“, murrte der Wächter. „Wenn man in einer Autokolonne als letzter fährt, scheint es einem mitunter, als müsse man schneller fahren als alle anderen.“

Einer der daneben stehenden Doktoren machte kleine Augen, schlug seine Stirn in Falten und sagte:

„Das ist ja eigentlich auch richtig: Der Letzte fährt immer am schnellsten ...“

„Das ist nur so ein Gefühl“, bemerkte der Wächter.

„Nein: Der Letzte fährt tatsächlich schneller, denn er ist genötigt, Beschleunigungen vorzunehmen, die abhängen von ...“

Da hielt es mein Freund nicht aus:

„Wenn zwei Autos hintereinander von Punkt A abfahren und in genau der gleichen Reihenfolge in Punkt B eintreffen, dann soll die Geschwindigkeit des zweiten Autos größer gewesen sein?“

„Das versteht sich von selbst!“, verkündete der Doktor und wunderte sich aufrichtig über unser Unverständnis.

Mir wurde nun klar, dass ich derartige Höhen nie erklimmen könnte, und fortan kam die Fülle der Naturwissenschaften ohne mein Zutun aus.

Das weitere Schicksal meines Freundes von damals ist mir nicht bekannt. Die Expedition, im Verlaufe derer mein Freund und ich uns aufgrund der Güte unserer Vorgesetzten kaum jemals anstrengen mussten, wurde mit der größtmöglichen Prämie unseres Vaterlandes geehrt, wozu mir auch einer der Doktoren – und jetzt Preisträger – per Telefon gratulierte. Was soll man groß erzählen – es waren wunderbare Zeiten, und auch die Menschen waren wunderbar ...

Was nun die Erörterungen des Mannes aus meiner Gemeinde angeht: Ja, Wissenschaftler kommen widerwillig und nur schwer zum Glauben. Aber auch sie schaffen es!..

-
1. Akademgorodok, wörtlich „akademisches Städtchen“, nennt man die Stadtteile von Städten oder Satellitenstädte, die ein entsprechendes Profil in Einrichtungen und Infrastruktur besaßen. - Verm. d. Ü. ←

Die ersten nach dem Krieg

15.07.2011 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Die Sache begab sich im Jahre zweiundfünfzig.

Das Lager befand sich am Ufer der Istra: Eine vom Fluss her aufsteigende Wiese, ganz oben ein zweistöckiges Haus, das aufgrund seiner schwarzen Wände und seiner einsamen Lage etwas schauerlich wirkte. Holzbaracken, die als Unterkunft dienten, waren etwas weiter unten zu finden. Sie waren ganz neu – noch hatte man es nicht einmal geschafft, sie anzustreichen oder auch nur zu firnissen. Es roch stark nach feuchtem Holz, die Erde rings um die Baracken herum war von Spänen bedeckt.

Vermutlich war der Mangel an Erziehern und Betreuern Grund dafür, dass die Disziplin dort etwas lasch war. Und zwar derart lasch, dass wir, Vorschulkinder aus der jüngsten Gruppe, mitunter einfach einmal in den Wald gingen – zum Glück gab es keinen Zaun, und der Wald begann in unmittelbarer Nähe; er jagte uns aus irgendeinem Grund weit weniger Angst ein als das düstere Kastenhaus, das auf der Spitze eines oben kahlen und ewig breiten Hügels stand. Und das, obwohl man uns täglich bis zu viermal in dieses Haus führte. Aus der Nähe erschien es gar nicht mehr so bedrohlich: Man sah dann, dass seine Wände eigentlich gar nicht schwarz waren, sondern dunkel-dunkel-grün. Außerdem bekamen wir dort zu essen, und manchmal bekamen wir in diesem Haus auch Filme vorgeführt, aber aus der Entfernung, von den Baracken aus gesehen, war es ein bedrückender Anblick – allzu düster und unangefochten war die Herrschaft dieses Objekts über der ganzen sichtbaren Gegend.

Während wir, die ganz Kleinen, lediglich in der näheren Umgebung unterwegs waren, so gingen die etwas älteren Kinder durchaus auch tiefer in den Wald hinein. Ihre Wanderungen trugen mit der Zeit auch gewisse Früchte, und im Lager gab es bald Patronen, Hülsen von Mörsergranaten und deren Mantel. Man nannte sie ›Dinger‹, und in Abhängigkeit von ihrem Wert wurden sie gegen eine oder zwei Portionen Vesper eingetauscht.

Nachdem ich all meine noch bevorstehenden Vespermahlzeiten gegen eine Handvoll MG-Patronen eingetauscht hatte, beschloss ich, dass es an der Zeit war, selbständig zu handeln und begab mich auch auf die Suche. Die älteren Jungs erzählten, dass es am besten sei, in den Schützengräben, Erdhöhlen und Unterständen zu suchen. Sicher war alles, was sich in meiner Reichweite befand, mehr als nur einmal untersucht worden, allerdings hatte ich gegenüber all denen, die hier vor mir unterwegs waren, einen klaren Vorteil, und zwar genau den Umstand, weshalb Kinder weit öfter Kleingeld finden als Erwachsene: Ich war viel kleiner als jeder beliebige von ihnen, folglich auch näher am Boden. Und direkt zu meinen Füßen entdeckte ich folglich auch einen vom Gras überwachsenen Patronengurt eines Maschinengewehrs. Meine nächste Beute wurde ein rostiger Karabinerlauf. Als ich diesen Lauf, vor Freude und Begeisterung japsend, zum Lager schleppte, hörte ich bekannte Stimmen in der Nähe – es waren die Älteren, die von ihrer „Jagd“ heimkehrten. Zwischen uns befand sich eine kleine, von Holundergestrüpp überwucherte Erdspalte, an deren Rändern wir jeweils entlang gingen. Ich blieb stehen: einerseits war das „Ding“ ziemlich schwer und ich brauchte eine Verschnaufpause, andererseits könnten die Jungs, wenn sie mich erwischten, es mir einfach wegnehmen; es war ja klar, dass dieser Karabinerlauf weit mehr als nur ein Vesper kosten würde.

Aber auch sie blieben stehen und fingen wegen irgendeiner Sache an zu streiten: „Ich!“ – „Nein, ich!“. Schließlich schien es, als hätten sie sich geeinigt, und im gleichen Moment kam etwas, das wie ein Stein aussah, aus ihrer Richtung geflogen; wenige Augenblicke später gab es auf dem Grund der Erdspalte eine gewaltige Explosion, die mich umwarf: Es war eine Handgranate, ein richtiges „Ding“, nicht sowas, wie mein Rohr.

Am Ende der ersten Belegung des Lagers veranstalteten die Erwachsenen ein Fest. Sie schleppten eine riesige Tanne aus dem Wald heran – schleppen taten freilich die Pferde, die man sich aus der nächstgelegenen Kolchose geliehen hatte – gruben sie senkrecht inmitten des Lagers in den Boden, schafften Holz und Reisig herbei, der unter der Tanne platziert wurde, übergossen das Ganze mit Benzin und zündeten es an. Seitdem habe ich nie mehr und nirgends ein solch prominentes Lagerfeuer gesehen.

Die zweite Belegung begann tragisch: als der Akkordeonspieler einen Stock für die Befestigung des Spannseils vom Fahnenmast in die Erde schlagen wollte, ging er in die Luft. Am nächsten Tag kamen Pioniersoldaten ins Lager. Vor Mittag gingen wir überhaupt nicht vor die Tür – das Essen bekamen wir als Trockenrationen von den Soldaten aus dem schwarzen Haus herangebracht; am Abend gestattete man uns, nach draußen zum Volleyballplatz zu gehen, der von roten Fähnchen eingegrenzt war. Man ging eilends daran, eine hohe Umzäunung zu errichten.

Einige Tage später war das Territorium von den in der Erde verstreut herumliegenden Gegenständen beräumt – und unsere Nachtschränken, Matratzen und Geheimverstecke der „Dinger“ beraubt. Jeden Abend waren vom gegenüberliegenden Ufer des Flusses Explosionen zu hören.

Schließlich wurde das Lager eingezäunt. Man durfte es nur noch in Begleitung Erwachsener verlassen und sich nur auf den Pfaden fortbewegen, die von den Pioniersoldaten markiert worden waren. So bewegten wir uns dann eben auch fort: im Gänsemarsch, Schritt um Schritt, rechts und links von uns Strippen, an denen irgendwelche Fetzen hingen, die Fähnchen sein sollten.

Wir gewöhnten uns daran, die Furchtsamkeit ließ nach, und da wurden auch noch die Himbeeren reif ... und so kam es, dass eine ganze Gruppe – vierundzwanzig Pioniere, und die Gruppenleiterin mit ihnen – von den markierten Pfaden abbog und sich in einen Himbeerschlag begab. Was soll man dazu meinen – die Kinder waren zehn-elf Jahre alt, die Gruppenleiterin auch fast noch ein Mädchen – und alle schienen wohl einen ungeheuren Appetit auf Himbeeren bekommen zu haben. Kurz, es hat alle zerrissen und in der Gegend verschleudert, so dass man später gar nicht wusste, was man überhaupt beerdigen sollte.

In der Nacht kam eine Kolonne aus Kastenwagen, und im Lichte ihrer Scheinwerfer begann die Evakuierung. Der Offizier, der die Verladung übersah, gab Kommandos: „Nach Nemtschinowka!“, „Nach Mytischtschi!“, „Nach Podolsk!“. Als wir zu ihm gebracht wurden, wunderte er sich: „Die sind ja noch ganz klein!“

„Sechsendvierzig-siebenundvierzig, die ersten nach dem Krieg geborenen“, antwortete die Erzieherin.

Die zweite Belegung ging für uns in einem ganz anderen Lager zu Ende: Anstelle der Baracken gab es dort schöne Bojarenhäuser, die mit geschnitztem Fensterrahmenwerk verziert waren, und

vor jedem der Häuser gab es ein Blumenbeet; eine ganze Brigade von Arbeiterinnen kümmerte sich unter der Anleitung eines Gärtners um die Blumen: Kaum, dass die Ringelrosen verblassen, blühten an ihrer Stelle schon kurz darauf aromatische Tabakpflanzen, und sobald der Tabak welk wurde, kamen Nelken an seine Stelle ... Es gab dort auch Blautannen und einen eigenen Garten mit Apfelbäumen und unglaublich großen Himbeeren. Jeden Abend gab es eine Filmvorführung, und an jedem warmen Tag wurden wir zum Baden gefahren. Und zwar mit einem Bus. Dessen Weg führte an einer Sandgrube vorüber, in der Bagger zugange waren, und ein jedes Mal sagte uns die Gruppenführerin: „So wird der Kommunismus aufgebaut! Schaut hin und merkt es euch!“ – und wir schauten hin und merkten es uns. Wir merkten uns die Sandgrube, die kleine Bucht: rechts eine Straßenbrücke über den Kanal, links die Masten der Hochspannungsleitung, im Himmel ein Flugzeug, und es glitten die Segel von Yachten über die Wasseroberfläche – alles so, wie auf den immer gleichen Bildchen, mit denen man in jener Zeit gern die Umschlagseiten von Zeitschriften, Pralinenschachteln und öffentliche Gebäude – wie etwa Bahnhofshallen – verzierte. Ab und an erschien, vermutlich nur, um einem Klischee zu entsprechen, ein Gleitboot auf dem Wasser, ja selbst das Flaggschiff der Moskauer Flussschifffahrt – das schneeweiße Zweideckschiff „Iosif Stalin“. Wir waren übervoll von Glück, und es schien uns, als würde das immer so sein ...

Die Leiter

21.03.2011 · Übersetzungen · Jaroslaw Schipow

Ungefähr in den Jahren 1954-1955 war mein Vater öfter dienstlich in der Oblast Kaliningrad unterwegs und berichtete meiner Mutter nach seiner Rückkehr von seinen Reisen. Er berichtete ihr in meiner Gegenwart und nahm damals zu Recht an, dass gewisse Details für mich aufgrund meiner jungen Jahre unverständlich bleiben würden. Tatsächlich habe ich solche Dinge damals nicht verstanden. Wie sich jedoch herausstellte, hat meine Erinnerung sie bewahrt. Irgendeinem Zweck sollte das wohl dienen ...

Mein Vater fuhr in einem Pkw eine Landstraße entlang, als er von einem Mann mit rotem Dienstaussweis angehalten wurde; dieser bat darum, in irgendeinen Ort gefahren zu werden. Unterwegs kamen sie ins Gespräch, und der Mann erfuhr alles, wofür er sich interessierte (die Leute mit den roten Dienstaussweisen hatten damals das uneingeschränkte Recht auf allerlei Informationen). Später sagte er, dass er selbst auch Moskauer, aber seit neunzehnhundertdreißig nicht mehr in der Hauptstadt gewesen sei ... Seine weiteren Offenbarungen begriff ich kaum: vielleicht war er so sehr gekränkt, dass dieses Gefühl seine Furcht noch übertraf, oder aber die Zeiten erschienen ihm inzwischen vollkommen sorglos, oder er und mein Vater hatten ordentlich getrunken – vielleicht auch ein wenig von alledem, jedenfalls sagte der Geheimdienstler, dass er „wegen der Leiter“ aus Moskau verbannt worden war.

An dem Tag, an dem Majakowski¹ starb, schob er – der zu diesem Zeitpunkt entweder ein einfacher junger Soldat oder Kadett war – Wache auf der Ljubjanka und war als einer der ersten am Ort der Tragödie; die Wohnung des Dichters befand sich in unmittelbarer Nähe in der Nachbarschaft. Dort sah er eine Leiter, die von außen am Haus lehnte und zu einem Fenster an der Giebelseite der Hauses führte. Als er später aus der Wohnung zurück auf die Straße kam, fehlte die Leiter. Dabei war das Fenster sehr hoch gelegen, und die Leiter war entsprechend so lang, dass ein Mensch sie beileibe nicht hätte allein fortbringen können. Am selben Tag verfasste er einen Bericht, wo er die Annahme äußerte, dass Unbekannte mithilfe dieser Leiter in die Wohnung gelangt sein könnten, und dass es sicher drei oder sogar vier Personen von nicht eben geringer Körperkraft gewesen sein müssen, denn ansonsten wäre es nicht möglich, eine solche Leiter herbeizuschaffen, geschweige denn, sie am Haus aufzurichten. Wohin diese Leiter anschließend gelangt sei, war ebenso unklar ... Tatsächlich hätten diese drei oder vier starken Personen die Leiter ja irgendwohin fortschaffen müssen, und das konnte nicht weit sein, wo man sie vermutlich auch versteckt hatte ... Am darauf folgenden Tag wurde der scharfsinnige junge Mann auf höchsten Befehl nach Transbaikalien versetzt.

Als er einmal, auf Dienstreise in der entlegensten Provinz, einen ehemaligen Dienstkameraden traf und sich mit diesem unterhielt, begriff er, dass man sie aufgrund dieser unglückseligen Leiter in der Weltgeschichte verstreut hatte. Dabei ist es ihnen noch gut gegangen: Jemand von den erfahreneren Geheimdienstlern war überhaupt verschollen – vermutlich hatte er etwas in der Wohnung selbst bemerkt, das so nicht vorgesehen war. Er beendete seine kurze Offenbarung mit der Bemerkung, dass dieses Haus bald gesprengt oder komplett umgebaut werden soll, um die Möglichkeit weiterer Ermittlungen gänzlich auszuschließen.

In der Tat wurde dieses Haus – ob bald darauf oder nicht so bald – gleich wie das „Angleterre“²

umgebaut, gesprengt aber haben sie das Ipatjew-Haus³.

1. Wladimir Majakowski (1893-1930), sowjetischer Dichter – Verm. d. Ü. ←
2. Hotel d'Angleterre in St. Petersburg; am 28. Dezember 1925 wurde der russische Lyriker Sergej Jesenin (*1895) dort tot aufgefunden. – Verm. d. Ü. ←
3. Haus in Jekaterinburg, in dem der letzte russische Zar Nikolaus II. samt Familie monatelang gefangengehalten und schließlich umgebracht wurde. – Verm. d. Ü. ←